21/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Foto: Peter Meißner

XVIII. Festival des sowjetischen Films in der DDR

Frau im Konflikt

FREIE WELT traf Marina Nejolowa, Hauptdarstellerin von Rjasanows neuem Film, in Moskau

Stahlwerker aus Brandenburg – Notizen von einer Leseraussprache

„... wie wir sein müssen"

Es war Zufall – unsere lange vereinbarte Zusammenkunft im Klub der Stahlwerker fiel auf den 12. Oktober, an dem die Erklärung des Politbüros des ZK der SED veröffentlicht wurde: die Aufforderung zur umfassenden Aussprache über alle Probleme, die einer Lösung bedürfen, um den Sozialismus auch künftig für jeden von uns ein Stück besser zu machen. Eingeladen hatten die FDJ- und die DSF-Betriebsorganisation. Gekommen waren Junge und Ältere, Walzwerker, FDJ-Funktionäre, Lehrausbilder, Betriebszeitungsredakteur, Verwaltungsangestellte und Veteranen der Arbeit.

Kein Zufall war es, daß sich jeder aus der Runde zu Wort meldete, Fragen aufwarf, nach Antworten suchte. Probleme, die tagtäglich unser Leben im Kleinen wie im Großen betreffen, die uns in Bewegung bringen oder betroffen machen, mit denen einer allein nicht fertig wird. Was die Magnitogorsker Hüttenwerker aus ihrer Perestroika machen, wie sie ihre Lebensumstände gestalten, ist den Brandenburgern eben nicht einerlei – und genauso umgekehrt. Zwischen Freunden schrumpfen die Entfernungen, selbst wenn sie Tausende Kilometer betragen. Wenn aus dem Leiter-Tourismus wirklicher Arbeiteraustausch wird, kann man einander raten, zur Seite stehen, zuverlässiger Partner sein.

Deshalb war bei unserem Treffen das Interesse an der momentanen Situation des Umgestaltungsprozesses in der UdSSR genauso stark wie die Sorge um das bei uns noch ungenügend funktionierende Leistungsprinzip. Gedanken unserer Gesprächspartner, die wir für notierenswert hielten:

● *Wir wollen eine leistungsgerechte Entlohnung vom Arbeiter bis zum Direktor. Engagement soll sich auszahlen. Auch in unseren Kollektiven gibt es Leute, die auf Kosten anderer leben. Gammelei und Verantwortungslosigkeit schaden allen;*

● *Jeder trägt Verantwortung für seinen Teil, aber auch fürs Ganze und hat Recht auf Information, auf selbständiges Denken, auf Widerspruch und Dialog. Keiner darf aufgrund seines Postens sich Vorteile verschaffen oder vor Kritik geschützt sein;*

● *Viele verlassen das Land nicht, weil sie unsere Feinde wären, sondern weil sie mit Problemen nicht fertig werden. Weggehen ist keine Lösung, für sie nicht und nicht für uns. Wir müssen die Ursachen ehrlich ausloten;*

● *Wir haben das Recht, unsere staatlichen Leitungen zu kontrollieren – Abgeordnete dürfen sich nicht nur kurz vor den nächsten Wahlen mit unverbindlichen Sprüchen bei uns sehen lassen;*

● *In Brandenburg gibt es große Versorgungslücken, größer als in anderen Städten. Woran liegt das? Verteilungsprobleme? Wir verstehen zum Beispiel nicht, warum es bei uns keine Waffeln im Laden gibt, obwohl ein Brandenburger Spezialbetrieb Riesenmengen produziert. Wer verantwortet das?*

● *Lebensverbundene Berichterstattung erwarten wir auch über die Sowjetunion in unseren Zeitungen, im Fernsehen und im Rundfunk. Behandelt uns als Erwachsene, denen die Wahrheit nicht tropfenweise verabreicht werden muß. Wir wollen und müssen mehr über die wichtigen Prozesse im sozialistischen Ausland aus **unseren** Medien erfahren;*

● *Freundschaft mit der Sowjetunion heißt, ehrlich zueinander sein, voneinander lernen, ohne zu kopieren;*

● *Ob eine Brigade „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" werden kann, muß von ihrer Leistung abhängen und z. B. nicht vom Organisationsgrad in der Gesellschaft für DSF. Schluß mit diesem Formalismus;*

● *Ein Lehrausbilder: Ich war schon mal soweit, als man für meine offene, kritische Meinung kein Ohr hatte, mein Parteidokument auf den Tisch zu legen. Ich habe das aber nicht getan, weil ich meine, es ist das einzig richtige für einen Genossen, alle Probleme in der Partei zu diskutieren. Nur darf man beim Diskutieren nicht stehenbleiben;*

● *Daß wir denen drüben von Anfang an ein Dorn im Auge sind, ist klar. Wundern muß man sich über diejenigen, die das wundert. Die Frage ist doch die, wie wir sein müssen, daß sie uns nicht kriegen. Unsere Mühen stecken in diesem Land. Wir lassen es uns nicht kaputtmachen.*

In der Brandenburger Runde war keiner, der nicht bereit war, an seinem Platz noch zuzulegen. Deutlich wurde gesagt: Über die Dinge zu reden ist das eine, nach vorne geht es jedoch nur durch gemeinsames überlegtes Handeln, durch Taten. Wir notierten dies alles auch für unser Nachdenken über lebensnahes Zeitungmachen. Die Leser können das erwarten.
Der 40jährige Weg unserer sozialistischen Republik lehrt uns, daß jeder Schritt nach vorn große Anstrengungen verlangte und verlangt und daß wir dazu jeden brauchen.

J. Geitner, W. Scheel

Unter den Linden und im Palast der Republik sangen sie Arbeiterlieder, die „Internationale": junge Leute, hier zu Hause, und die Abgesandten zum Geburtstagsjubiläum von nah und fern. Freunde, fest an unserer Seite, in den schönen und auch manchen schweren Stunden. Seine Gedanken in diesen Tagen hat Mai Podklutschnikow, Chefkorrespondent der „Prawda" in der DDR und seit vielen Jahren dabei, für FREIE WELT niedergeschrieben.

Als Teilnehmer des Großen Vaterländischen Krieges erinnere ich mich, daß wir in all den Jahren des Kampfes um Leben und Tod wußten, daß es nicht nur ein vom Hitlerfaschismus geschändetes Deutschland gab, sondern auch eines von Marx und Engels, von Goethe und Robert Koch, und von Ernst Thälmann, ein Deutschland des einfachen Volkes. Wir haben die Freiheit und Unabhängigkeit unserer Heimat, die Sache des Sozialismus verteidigt und gleichzeitig d i e s e m Deutschland die Freiheit gebracht. Ihm eine historische Chance geboten, die nicht verspielt worden ist: Die Bildung der DDR wurde zum Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Volkes und ganz Europas. Ge-

meinsam mit der DDR begingen ihren 40. Jahrestag dieser Tage all ihre Freunde, deren es in der Welt von heute so viele gibt. Um so mehr wir, die wir in Kenntnis der Grausamkeit des Krieges und seiner Leiden insbesondere die Tatsache schätzen, daß die Sowjetunion und die DDR gleiche Ziele verfolgen: die Festigung des Friedens, die Schaffung eines gemeinsamen europäischen Hauses, in dem alle Völker in guter Nachbarschaft leben.

Als sowjetischer Journalist konnte ich diese Entwicklung inmitten Europas über viele Jahre hinweg beobachten. Ich erinnere mich der schweren Zeit, da die Zentren der großen Städte Berlin, Dresden, Magdeburg noch in Trümmern lagen. Als es notwendig war, Wohnbezirken den Strom abzuschalten, um der Industrie die notwendige Energie zu sichern, und als es Lebensmittel noch auf Karten gab. Ich vergleiche das mit dem, was ich heute hier sehe – welch ein Weg ist doch gegangen worden!

Übrigens: In allen Etappen ihrer Geschichte war sich die DDR gewiß, daß sie sich, wenn die Notwendigkeit dafür besteht, auf die Unterstützung der Sowjetunion verlassen kann. Während der ersten Schritte der jungen Republik wurde diese Hilfe in der Tat nicht selten benötigt. Doch mit der Zeit ist es nicht bei einseitiger Unterstützung geblieben, sondern ein gegenseitiges Geben und Nehmen geworden – engste Zusammenarbeit in allen Lebensbereichen...

Von ganzem Herzen wünsche ich unseren Freunden Erfolg. Auch bei der Lösung der Probleme, welche nunmehr aus der Weiterentwicklung der Gesellschaft entstanden sind, und jener, die mit dem allgemeinen Prozeß der Erneuerung zusammenhängen, in den die gesamte sozialistische Welt eingetreten ist.

Die Prinzipien, auf denen die Beziehungen unserer Länder aufbauen, sind klar: Gleichberechtigung, Selbständigkeit und Solidarität. Auch wenn sich die Gegner des sozialistischen deutschen Staates im Westen noch so bemühen, die DDR in die internationale Isolation zu treiben: all diese Versuche sind zum Scheitern verurteilt. Die Uhr der Geschichte zeigt hier inmitten Europas nunmehr schon das fünfte Lebensjahrzehnt der Deutschen Demokratischen Republik an – das fünfte Jahrzehnt fester Freundschaft und Zusammenarbeit unserer Länder.

Fotos: D. Steinberg, W. Glienke

Oktober '89

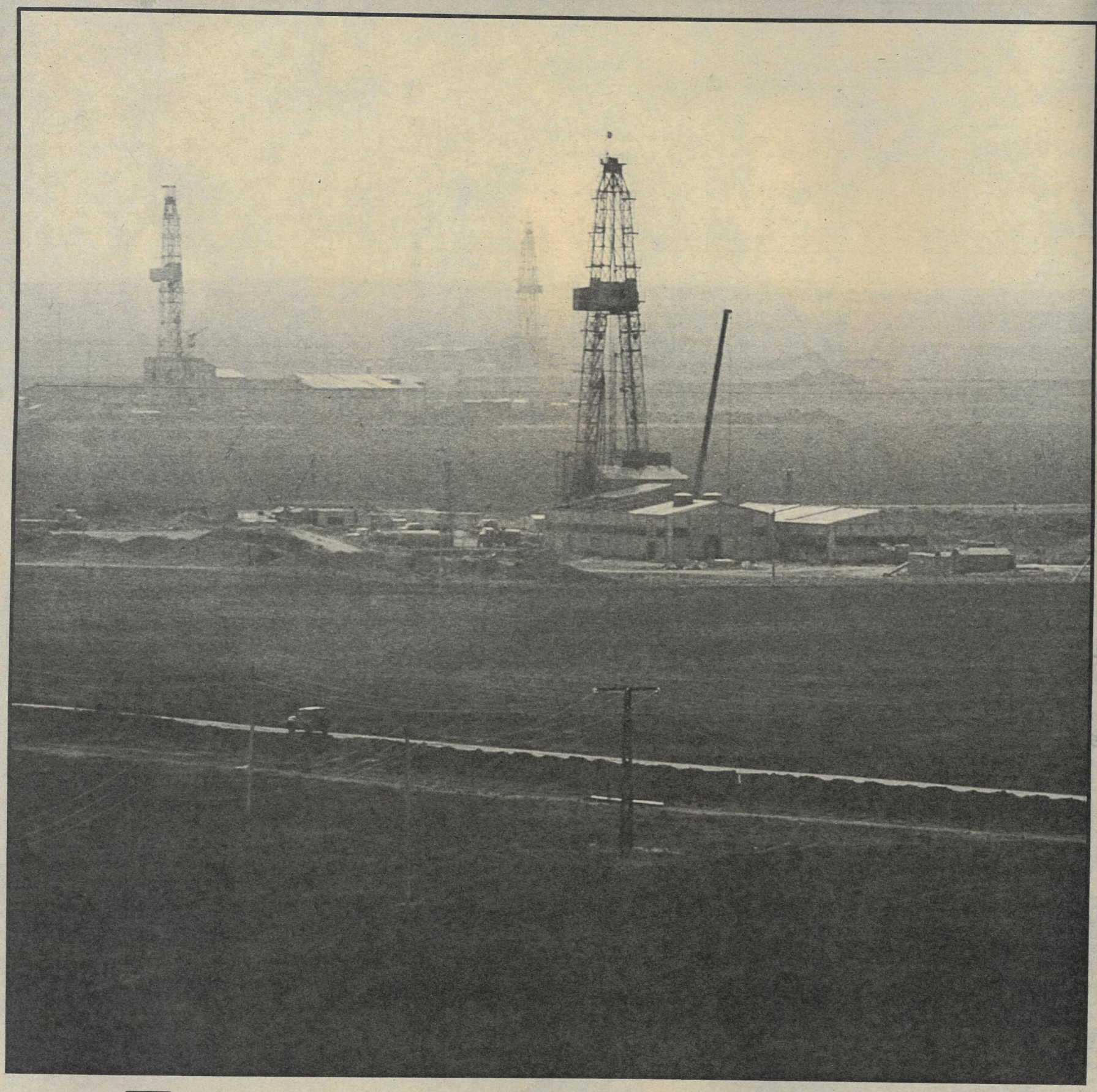
Mit guten Freunden und Kampfgefährten konnten wir den 40. Jahrestag der Gründung der DDR festlich begehen. Die Anwesenheit vieler Gäste aus der ganzen Welt zeugt von dem geachteten Platz unseres Landes in der Völkergemeinschaft. Erneut wurde das feste Bündnis mit der Partei Lenins und den Völkern der Sowjetunion bekräftigt, was in der Teilnahme des Generalsekretärs des ZK der KPdSU und Vorsitzenden des Obersten Sowjets der UdSSR, Genossen M. S. Gorbatschow, zum Ausdruck kam.

Wir werden auch künftig nicht zulassen, daß die Macht der Arbeiter und Bauern, die Werte, Ideale und Errungenschaften des Sozialismus angetastet werden. Das erwarten unsere Freunde im Warschauer Vertrag und in aller Welt von uns.

Die SED hat ihren XII. Parteitag einberufen. Gemeinsam wollen wir über alle grundlegenden Fragen unserer Gesellschaft beraten, die heute und morgen zu lösen sind.

Alle Meinungsäußerungen und Vorschläge für einen attraktiven Sozialismus in der DDR sind wichtig. Wir stellen uns der Diskussion.

Gedanken aus der Erklärung des Politbüros des ZK der SED vom 11. Oktober 1989



5 km bis zum Karbon

Alfred, der Steppenadler, war nahe am Verhungern. Kinder fanden den hilflosen Jungvogel, brachten ihn zu den Trassenleuten, deren Tierliebe sprichwörtlich ist. Bei ihnen wuchs Alfred heran, ohne Voliere. Sicherlich flog er längst zu den angestammten Jagdgründen seines Geschlechts davon. Tiersamariter sind die jungen Arbeiter aus der DDR nur nach Feierabend. Wir berichten erstmals über das Gewerk Tiefbohren am Zentralen Jugendobjekt Erdgastrasse. Wir waren auf dem Bohrfeld und seinem Umfeld. Bei Otto Sonnenbergs Brigade, deren Leistung nach Bohrmetern gemessen wird, mit denen sie sich heranpirscht an eine unterirdische Schatzkammer, bis hinunter ins Karbon, zum Erdgas. Die Baustelle Aksai wurde zum 40. Jahrestag der DDR mit einem Ehrenbanner des Zentralkomitees der SED ausgezeichnet. Ein Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text) und Michael Herrmann (Fotos)

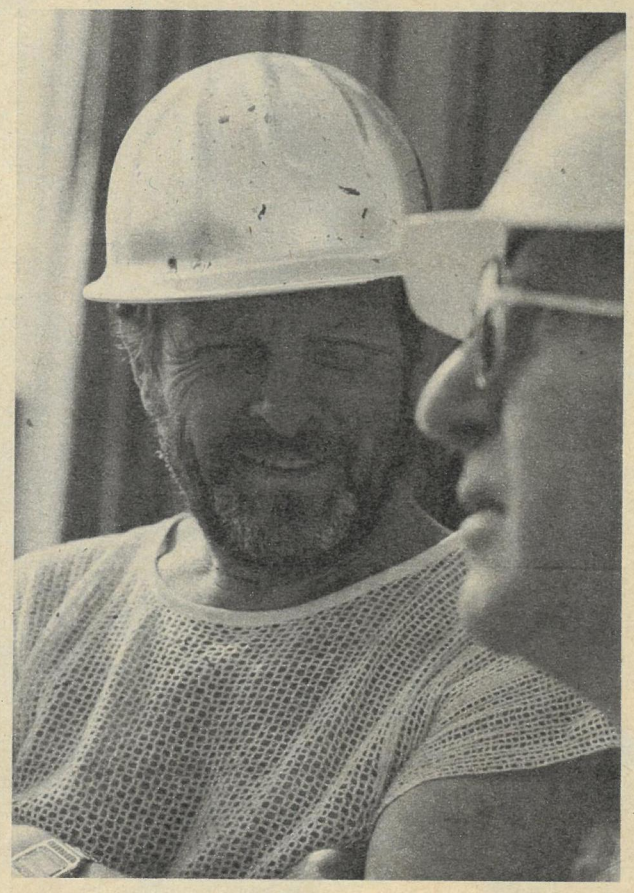
5 km bis zum Karbon

Neidisch mustere ich den mittelgroßen Mann. Denn er trägt ein ölverschmiertes Netzhemd. Das könnte mir passen, denke ich. Etwa vierzig Grad im Schatten. Mir klebt das Zeug am Leibe. Der steife Wind, der unaufhörlich bläst, schafft keine Linderung. Im Gegenteil. Er drückt mir die wabernde Luft wie heiße Kompressen ins Gesicht. Die Hitze wird regelrecht gegenständlich. Ja, jetzt in solch luftigem Netzhemd stecken... Der Mann sagt: „Das ist noch aus den alten Irak-Beständen. Ist ja kein Geheimnis, daß wir seinerzeit im Irak, in der südlichen Wüste zwischen Bagdad und Basra, gebohrt haben. Da waren Temperaturen um 55 Grad Alltag."

Na, dagegen haben wir's ja gemütlich hier, in der Steppe Nordkasachstans... Steppe. Mir scheint, die Liebe zu dieser spröden Landschaft gleicht der Liebe zu einem flachbusigen Mädchen mit Sommersprossen. Zu einem Mädel, bei dessen Anblick man(n) nicht gleich mit der Zunge schnalzt: „Det wär mir wat." Eine solche Liebe wächst allmählich, kommt von innen. Dann aber ist sie desto tiefer und dauernder. Ich jedenfalls spüre oft Heimweh nach dieser Natur, die mir lieb wurde nach mehrmaligem Hiersein als Gastredakteur der Zeitung „Freundschaft". Kasachstans Steppe nahe der unscheinbaren Stadt Aksai – schöner ist sie nicht geworden durch die grauen Stahltürme, die in großer Zahl seit kurzem in dieser Gegend stehen. Tiefe Wunden zeigt der spärliche Grasteppich, der da für Jahrhunderte ausgebreitet schien. Böse Schrammen, die lange nicht heilen werden.

Nüchterne Worte

Zu denen, die hier, fern der Heimat DDR, ihr gutes Brot verdienen, gehört Otto Sonnenberg, der Mann mit dem Netzhemd. Zu denen, die schon immer hier wohnen, gehört Gennadi Jefimuschin. Trotz seines ur-russisch klingenden Namens ein Kasache. Jung, sportlich wirkend. Und sehr sachlich. Solche wie ihn trifft man in letzter Zeit öfter in den Parteibüros. Er ist 2. Sekretär des Rayonkomitees. Da seit Jahren das Öffnen von Wodkaflaschen aus dem Protokoll vieler sowjetischer Genossen gestrichen ist, tropfen wir keine blumigen Trinksprüche. Ich erhalte nüchterne Hinweise als Reporter, der über 4000 Kilometer hierhier gereist ist. Und Genosse Gennadi ist ein betont sachlicher Mann, das sei wiederholt. Damit nicht der Eindruck entsteht, er habe einen euphorisch-agitatorischen Empfang zelebriert. Er hielt im Zusammenhang unseres Gesprächs das für das Wichtigste: „Seit Mai 1989 gibt es im Rayon



Otto Sonnenberg, der Mann mit dem Silberhelm: Den bekam er vor Jahren im Irak geschenkt. Nun ist der Kopfschutz so eine Art Markenzeichen von Otto. Wir aber waren neidisch auf sein Netzhemd.

Aksai eine Filiale der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR. Aus dem Wunsch vieler Menschen heraus, und aus Notwendigkeit wurde sie gegründet. Denn wir haben jetzt Hunderte zeitweilige Mitbürger aus eurem Land bei uns. Nicht zur Erholung, wahrlich, da könnten sie sich bessere Reiseziele wählen. Sie arbeiten hier. Und dafür, wie sie das tun, schätzen wir sie. Die DDR-Kollegen sind immer im Plan, von Anfang an, bei guter Qualität, die für uns Vorbild ist. Sie übergaben uns bereits zwei Blocks mit 10 000 Quadratmeter Wohnfläche, helfen nun, einen weiteren Mikrorayon aus dem Steppenboden zu stampfen. Da können wir allerhand lernen. Eigentlich ist es blamabel – die Kellergeschosse der von uns errichteten Neubauten waren bisher ungenutzter, also toter Raum... Nun schauten wir euren Bauleuten ab, daß man auch den Kellerbereich attraktiv gestalten kann. Ich denke an die Klubgaststätte im Block 14. Sowas muß man doch nachmachen! In den Kellern kann man auch Sport- und Hobbyräume einrichten. Und anderes, über das sich viele Menschen freuen."

Erfahrungsaustausch also. Die DDR-Bohrkollektive konnten sich übrigens auf sowjetischen Bohrstellen erst einmal mit der hier üblichen Technik vertraut machen.

Ein Holzpflock in der Erde

Lutz Raue, der Baustellenleiter von Aksai: „Am 8. August waren wir genau zwei Jahre hier. Alles, was man sieht, entstand in diesen zwei Jahren. Jeder Kollege hat Anteil daran. Jeder darf irgendwie stolz sein auf die übergebenen Wohnungen, auf niedergebrachte Bohrungen." Erstmals arbeiten DDR-Trassenerbauer in Asien. Und das Gewerk Tiefbohren ist ganz neu. Es fügte sich gut ein in das Zentrale Jugendobjekt.

„Am 29. Januar 1988 übernahmen wir den ersten Bohrpunkt, nicht mal ein halbes Jahr nach Baustellenstart. Das war der Bohrpunkt 420. Dort steckte ein schlichter Holzpflock in der Erde. Damals sind wir mit dem Barkas raus, der Lutz, der Bernd und ich, wollten wissen, wie sowas aussieht. Ein sehr, sehr kalter Tag, eisiger Wind. Aber wir sind losgefahren, als ob wir zu Hause gewesen wären. Bald glaubten alle, unser letztes Stündchen hätte geschlagen. Ehrlich. Vierzig Grad! Und Kleidung, wenn auch winterliche, wie in der DDR. Das kann sich keiner vorstellen, wie der Kasachstaner Winter uns ahnungslosen Engeln an die Kehle gegangen ist. Als wir endlich wieder im Warmen waren, zurück im Wohnlager, das war wie 'ne zweite Geburt." Jetzt steht der dritte Winter vor der Tür. Allerhand mag sich ereignen. Was auch kommt, die Arbeit, die wird weitergehen. Unter allen Umständen.

Alles wegen Otto

Seit 1983 besteht Otto Sonnenbergs Mannschaft. „Damals, als ich vom Irak zurückkam, gings mit dieser Truppe weiter nach Salzwedel, dann Märkisch-Buchholz, Beeskow, Niederfinow, Feldberg...

Immer unterwegs, doch im Land. Dann hörte man was läuten – würdet ihr mit nach Kasachstan? Ich war gleich ganz Ohr. Für mich ist das nichts: Morgens immer in denselben Betrieb und abends mit der leeren Stullenbüchse wieder nach Hause."

Also, 22 sind mitgegangen aufs Bohrfeld Karatschaganak bei Aksai. Es ist ein offenes Geheimnis: Vor allem auch wegen Otto. Wo du hingehst, da will auch ich hingehen. Das mußt du fachlich sehen, sagen sie. Weil zu Ottos Können offenbar auch gehört, ein anerkannt guter Chef zu sein. Wie er der geworden ist? Gelernt hat der nunmehr Zweiundfünfzigjährige den Beruf eines Schiffsschlossers auf der Volkswerft Stralsund. Dann zwei freiwillige Jahre bei der NVA. Damals hörte er was von der Bohranlage Reinkenhagen, „wo unsere erste fündige Bohrung niedergebracht wurde. Da hab ich angefangen, 1960. Im Dezember bin ich 29 Jahre dabei. Immer irgendwo auf Bohranlagen, nur 1974 ein Vierteljahr Parteischule in Rostock."

Wir hatten uns kaum miteinander bekannt gemacht, da sagte Otto Sonnenberg: „Damit wir uns richtig verstehen: Der Kollege, der in der Werkzeugausgabe sitzt oder Dienstleistungen macht, dessen Arbeit ist genau so wichtig wie meine und die der anderen Tiefbohrer."

Namensgebung

Und dann haute er heraus: „Ich? In die Zeitung? Laßt mal erst die Bohrung unten sein." Aber wir hatten auch unsere Referenzen, aus Otto Sonnenbergs Betrieb, ließen uns nicht abwimmeln. Die Grundeinheit der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft im VEB Erdöl-Erdgas Grimmen hatte uns darauf aufmerksam gemacht, daß Grimmener Tiefbohrer an die Erdgastrasse fahren. Ein Kollektiv kämpfte bei seiner Vorbereitung auf diesen Einsatz um den Ehrennamen „Erich Baron", vor 1933 Generalsekretär der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland. Über Ottos Schreibtisch, an dem er nur selten anzutreffen ist, hängt eine Urkunde, ausgefertigt am 22. Februar 1989. Seit jenem Tag gibt es das Kollektiv „Erich Baron".

Am 28. Februar 1989 sind sie „eingereist". So sagt man, wenn man an der Erdgastrasse angekommen ist. Es steckt, so scheint's, was hinter solcher Formulierung. Aber würde man's erklären, ginge es kaputt... Am 10. April Start an der eigenen Anlage. Nach 105 Tagen waren sie 3750 Meter tief gekommen. Das sagt nur Fachleuten was. Aber ihr Ergebnis war kaum schlechter als das sowjetischer Spitzenbrigaden.

Jupp Biel, Leiter des Hauptauftragnehmers Tiefbohren: „Wir wollen und müssen hier so arbeiten, daß wir eine Vertragsverlängerung für unser Gewerk erhalten. Wir sind schließlich die erste ausländische Bohrorganisation, die hier arbeiten darf. Also, wir kämpfen hier um Ansehen. Und stehen bis jetzt gut da."

Orthodox nicht gefragt

Ein direkter, übernationaler Wettbewerb – das wäre nicht schlecht, meint Otto. Beim sowjetischen Partner hängt zwar eine Tafel, an der man ablesen kann, welche An-

lage welche Tiefe erreicht hat. Da kann man sich einordnen. Aber ein Wettbewerb sollte mehr sein als ein Wettrennen. Erfahrungsaustausch gehört unbedingt dazu, Leistungsvergleich. Schließlich rackert man sich ja nicht nur zum eigenen Nutzen ab, sondern auch für den größeren Zusammenhang.

„Egons Truppe war die erste hier. Die hatten es am schwersten. Du kannst nicht einfach Bohrmeter mit Bohrmeter vergleichen." Obwohl die Türme dicht an dicht stehen, hat doch jeder ganz unterschiedliche geologische Bedingungen. Oder die Sorgen mit dem Strom. Als wir bei Otto auf dem Turm waren, lagen 5100 Kilovolt an. 6000 hätten es sein müssen.

Otto kratzt sich am Kopf: „Hier muß jeder schnell reagieren, sich auch mal für unorthodoxe Lösungen entscheiden. Und außerdem: Unterwegs soll man sich nicht an die Brust kloppen. In der Tiefe passiert immer mal was, das du nicht voraussehen konntest."

Er sagt das nicht etwa vorbeugend, rückversichernd. Das sagt einer, der in fast drei Jahrzehnten der guten alten Erdkruste schon manche Perforation zufügte. „Havarieprophylaxe – damit steht und fällt hier alles. Jede Havarie würde uns sagenhaft viel Geld kosten. Deshalb geht hier erstmal Sicherheit vor Tempo."

Keine linken Dinger

Eine Schicht fahren, das heißt an der Trasse: zwölf Stunden Arbeit. Die meistens ganz schön in die Knochen geht. Und danach ist Freizeit angesagt? Wozu ist man dann überhaupt noch fähig? Disko. Kino. Bierflasche... Im Wohnlager. Nicht etwa in Aksai.

Neulich aber traten die „Barons" zum Fußballspiel gegen die Mannschaft des „Prawda"-Sowchos an. „Weit und breit die beste Elf. Mit 'nem Schrank voll Pokale. Unser Team haben wir so formiert: Umfrage – wer kann Fußball spielen? Bis elf Mann zusammen waren. Wir verloren 5:1. Aber Spaß hat's gemacht. War mal was anderes. Wir haben uns bei der Gelegenheit gründlich das Sowchos-Dorf angesehen."

Neulich waren aus anderem Grund DDR-Leute im Sowchos „Prawda". Da ging es um materielle Zusammenarbeit. „Sie liefern uns Gemüse, auch Schweinefleisch (Kasachen essen keins). Wir helfen mit Baumaterial, Zement, Rohren. Alles gegen Rubel, klare wirtschaftliche Beziehungen, wir machen keine linken Dinger. Materialwirtschaft, das geht schließlich exakt durch die Bücher", versichert der Baustellenleiter.

Bei Kranleistungen für den Sowchos geht's auch mal anders – man läßt sich mit landwirtschaftlichen Produkten entlohnen. Und auch dieses kam vor: Der Sowchos hatte vor einiger Zeit einen japanischen Computer bekommen, aber niemand verstand ihn zu nutzen. Unter den DDR-Leuten gibt es welche, die diese Technik beherrschen. Kurzerhand veranstalteten sie einen Computerlehrgang. Oder: Im Sowchosdorf leben auch Familien deutscher Nationalität, die haben natürlich Kinder. Für deren Muttersprachenunterricht brachten die Bauleute einen Packen Fibeln aus der DDR mit.

Der Bohrturm ist ungefähr ein halbes hundert Meter hoch. An seiner Stahlkonstruktion hängen bis zu 5 Kilometer Bohrgestänge (oben). Fingerspitzengefühl ohne Hingucken: Da geht's um Meter und Sekunden. Wenn der Bohrer nicht dreht, rollt auch der Rubel nicht (unten).

Einer muß kurbeln

„Einer muß in der Truppe sein, der kurbelt", sagt Otto. „Sonst wird nischt. Sonst hängen die Jungs zu oft durch. Hier ist es noch wichtiger als zu Hause, daß man nach Feierabend nicht nur in die Kneipe rennt. Welche baun sich hier 'nen Kraftraum."

Wir sitzen in seiner Meisterbude. Ich, um in der knapp bemessenen Zeit möglichst viel zu erfahren. Er, unruhig, versucht, von dieser Zeit noch etwas „für sich" (damit meint er seine Arbeit) abzuknapsen. Er sagt, er sei trainiert für das Leben „auf Montage". Und als Älterer muß er bisweilen Jüngeren beim Training helfen. Helfen, daß sie über Seelennöte hinwegkommen. Die stellen sich fast unweigerlich bei den meisten mal ein, so weit weg von der Heimat. „Hab keine Angst", hat er gesagt, als einer kopfhängerisch dahockte, „es werden mehr Ehen geschieden, wo der Mann immer zu Hause ist. Ein besseres Sprungbrett für euch junge Kerle wie hier gibt's doch gar nicht. Beruflich, mehr kann man doch woanders kaum mitkriegen. Und dazu das Geld, das stimmt doch wohl auch."

Ottos Kinder sind abgenabelt. „Noch mault die Frau nicht. Sie arbeitet in der Geflügelwirtschaft." Meistens sehen sie sich neun Wochen nicht, dann ist er ungefähr sechs Wochen daheim in der Grimmener Feldstraße. So ist das Trassendasein...

Otto ist Vaters Sohn

Befragt man andere über Otto, zum Beispiel, wie der mit seinem Sohn Ralf umgeht, ob der Vergünstigungen habe, dann sind sie so verdutzt wie Peter Jäger: „Der Ralf? Nee, der hat nischt davon, daß sein Vater hier Chef ist. Der muß ran wie alle anderen. Dem sieht der ‚Alte' vielleicht noch mehr auf die Finger."

Und was erzählen seine Kollegen noch über Otto? Zum Beispiel, daß er 1984, zum 35. Geburtstag der DDR, Held der Arbeit wurde. Er selbst hatte mir auf diesbezügliche Erkundigung geantwortet: „Warum

5 km bis zum Karbon

soll man sowat erzählen? Det kommt höchstens mal aufm Fragebogen vor, sonst erfährt keiner von mir solche Sachen."

Wie bekommt man solch ein Verhältnis zur Arbeit, zu Verantwortung?

„Nun, ich bin doch Vaters Sohn. Der hatte 1946 eine eigene Neubauernwirtschaft bekommen, in Groß-Behnkenhagen im Kreise Grimmen. Der hat mir dat Arbeiten gelernt. Der findet heute noch keine Ruhe mit seinen 82 Jahren, macht mit Muttern, die ist 80, zusammen den Garten am Haus. Gräbt auch um. Für uns als seine Kinder – wir waren fünf – hat er immer was zu tun gehabt. Er fand immer irgendeine Beschäftigung. Sicher waren wir damals oft sauer darüber. Heute sehe ich das anders. Wenn andere rausgegangen sind zum Fußballspielen, dann lag für uns auf dem Küchentisch ein Zettel, was auf dem Feld zu machen ist. Auch, als ich schon Lehrling war, lief das so. Damit habe ich zumindest gelernt, was aus der Zeit zu machen ist."

Medizinisches Intermezzo

Medizinalrat Dr. Joachim Ampt checkte uns Reporter gründlich durch, bevor wir aufs Bohrfeld durften. Bohrfeldtauglichkeit festzustellen ist keine Formsache. Da muß der Blutdruck stimmen und der Organismus vor manchem Fragepunkt bestehen. Ohne Schmu. Sonst könnte es ans Leben gehen. Der Trassen-Doktor ist im „Inland" (so nennt der Trassen-Dialekt die DDR), im arbeitshygienischen Bereich tätig. Nun wollte er mal „bei einem Brennpunkt dabei-sein. Auch der Arzt wird hier ganz normal – wie jeder an der Trasse – mit ‚Du' angeredet. Daraus ergibt sich ein ganz eigentümliches kollegiales Arbeiten. „Ich lerne für die Heimat viel dazu. Das kann ich auch wissenschaftlich nutzen. Dazu gehört das Ausloten der Fähigkeiten des Organismus und seiner Leistungsbereitschaft. Manchmal stellt sich hier die Arbeitsaufgabe des Mediziners als Mittelding zwischen Seelenmassage und Hilfe bei der Disziplinierung dar."

Selten wo wird so geschindert wie auf einem Bohrtisch: Die Kumpels wuchten schweres Eisen wie Gewichtheber beim Training

Produktiver Erfolg

Die Jungs sind von oben bis unten mit rotgelbem Bohrschlamm bespritzt. Der Bohrmeißel weit unten in über 3 Kilometer Tiefe war verschlissen, mußte ersetzt werden. Das schreibt sich leicht hin. Aber dann kreisen die Gedanken: Der Bohrer, der ist doch kilometerweit

entfernt von der Erdoberfläche? An einem mehr als drei Kilometer langen Bohrgestänge. Das ist aus 27 Meter-Stücken – Züge genannt – zusammengesetzt. Die fest miteinander verschraubt sind. Wieviel solcher Züge gehen auf drei Kilometer? Zug auf Zug wird oben an das immer tiefer in die Erdkruste stechende Bohrgestänge geschraubt. Bis der Bohrer wieder unten ist. Die immer schwerer werdende Last hängt dabei am Turm, der mit gespreizten Beinen dasteht wie ein stählerner Riese. Allerlei mechanische Hilfsmittel nutzen Ralf Krüger und Klaus Schulz beim Niederbringen des Bohrgestänges. Ein atemberaubendes Zusammenspiel von Muskelkraft und Maschinen. Sie wuchten schweres Eisen wie Gewichtheber beim Training. Drahtige Burschen, keine Muskelmänner. Bis zu dem Tag, an dem ich sie und ihre Arbeit kennenlernte, wußte ich von ihnen nicht mehr als „... da führen irgendwelche irgendwelche Bohrarbeiten durch, ich glaube, in der Nähe von Orenburch." Eine so pausenlose Schinderei sah ich selten. Sie keuchten: „Geld gibt's, wenn der Bohrer sich dreht." Einen kilometerlangen Weg durch die Erdzeitalter bahnt sich der bohrende Meißel. „Jetzt sind wir im Perm", sagt Otto. „Und da sind wir durch: lockere Sande und Tone im Quartär. Dann kam die Kreide, darunter Jura mit Muschelkalk. Trias, das waren Sand und Tonsteine. Perm, das ist fester Fels. Im Karbon wollen wir fündig werden, auf Erdgas stoßen."

Dieser Beitrag entstand mit Unterstützung der sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR.

● Zitiert

Die Sowjetmenschen stellen mit großer Genugtuung fest, daß die Mitglieder der Gesellschaft für DSF in allen Etappen der sozialistischen Entwicklung ihrer Republik in den ersten Reihen der Erbauer waren und einen wertvollen Beitrag zum Werden und zur Stärkung der unverbrüchlichen Freundschaft mit der UdSSR leisteten, die die Bürger der DDR mit Recht als eine ihrer größten Errungenschaften betrachten.

Aus der Grußadresse der sowjetischen Freundschaftsgesellschaft an den DSF-Zentralvorstand zum 40. Jahrestag

● Kurz berichtet

16 000 Hektar Land wollen die Rayonsowjets des Moskauer Gebiets interessierten Kleingärtnern bis 1990 zusätzlich zur Verfügung stellen. Wie in der Hauptstadt, so ist auch landesweit die Zahl der organisierten Hobbygärtner stark angestiegen – auf derzeit 13 Millionen. Die Mitglieder von Kleingartenvereinigungen können für den Bau ihrer Wochenendhäuser einen Kredit in Höhe von 5000 Rubeln mit einer Tilgungsfrist von zehn Jahren in Anspruch nehmen.

Ein landesweiter Wettbewerb „Sterne der goldenen Hochzeit", organisiert von der chinesischen Frauenföderation, ging jetzt mit der Preisvergabe an 103 Familien zu Ende. Hauptkriterien des Wettbewerbs waren die Dauer des Ehelebens, Arbeitserfolge und das Wohlbefinden der Kinder.

Eine neue bulgarische Weizensorte mit dem Namen „Primorez" wurde jetzt von der staatlichen Sortenkommission anerkannt. Sie besitzt einen kurzen Halm, der glatt und druckbeständig ist, die Ähre hat Grannen und besonders große Körner. Die höchsten Erträge wurden mit der neuen Sorte in der Gegend um Plowdiw erzielt.

Reißverschlüsse für die Chirurgie stellt seit kurzem eine polnische Fabrik in Szczecin her. Vor der Operation wird an der Stelle, wo der Schnitt verlaufen soll, der Plastreißverschluß, der mit Kleberändern versehen ist, aufgeklebt. Der Reißverschluß wird geöffnet, der Chirurg macht den Schnitt und führt die Operation durch. Danach wird über der Schnittstelle der Reißverschluß zugezogen.

Fragestunde

„Wie ist es eigentlich so im Krieg?" – „Anstrengend bis zur Erschöpfung. Und schrecklich. Man denkt an den kommenden Tag und weiß doch nicht, ob man dann noch lebt. Krieg muß nicht, darf nicht sein."

Fragestunde in einer Sechsten der Potsdamer Lenin-Oberschule. Alexander Martynow (Foto rechts) und Wassili Sorokin (Foto oben) auf Schüler-Stühlen. Sie gehörten zu einer Delegation von Veteranen des Krieges und der Arbeit, die in diesen Oktobertagen Geburtstagsgäste waren.

„Wie gefällt Ihnen Potsdam?"

„Es hat uns schon damals gefallen. Jetzt noch viel besser. Wieviel hier gebaut worden ist!"

„Was sehen Sie im Fernsehen am liebsten?

„Also gestern das Länderspiel Sowjetunion gegen DDR. Ärgerlich, daß wir verloren haben."

„Wofür haben Sie denn den großen Orden gekriegt?" (Gemeint ist der Vaterländische Verdienstorden in Gold am Revers von Wassili Sorokin).

„Ich kam mit der Roten Armee. Erst 22 Jahre war ich damals. Die Kämpfe um die Seelower Höhen, Ihr habt sicher davon schon gehört. Dann erhielt ich den Auftrag, mich um die jungen Menschen im Land Brandenburg zu sorgen. Manchmal war es gar nicht so einfach. Sie waren oft mißtrauisch, sahen keinen Ausweg. Aber es mußte doch aufgebaut werden. Wie man auch in eurer Stadt sieht, haben sie es getan."

Besuch in der Klasse, Treffen auch im Traditionszimmer. „Ich freue mich, einem Kollegen zu begegnen", sagt Alexander Martynow zu Ronny, dem FDJ-Sekretär. Die Runde ist leicht irritiert. Lachen schließlich. „Ich war nämlich 1931 Komsomolsekretär an meiner Schule.

Was macht Ihr so?"

„Jetzt gibt es in den Pausen und nach Schulschluß noch mehr Gespräche als sonst. Wir reden über alles, was uns bewegt, suchen gemeinsam nach Antworten."

„War jemand beim Fackelzug der Jugend in Berlin dabei?"

„Ronny und ich", so Manuela. „Es hat Spaß gemacht, unserer Republik zu gratulieren."

„Wir sind Moskauer, aber wir hörten, daß Ihr in Minsk gute Freunde habt. Was bedeutet gut?"

„Minsk ist die Partnerstadt von Potsdam. Und Beziehungen zur 24. Mittelschule gab es schon, als wir noch Krippenkinder waren. In jedem Jahr ist Schüleraustausch, Briefe gibt es immer. Die Lehrer treffen sich, und in diesem Sommer war auch unser Hausmeister mit seiner Familie dort."

Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED und Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, und Alexander Martynow

„Und sprecht Ihr Russisch miteinander?"

„Ich habe Hemmungen, mit meiner Freundin nur Russisch zu sprechen", sagt Manuela. „Wegen der Fehler, verstehen Sie? Und da wir voneinander wissen, daß wir in Englisch gleiche Schwächen haben, verständigen wir uns eben so. Nicht für alle Zeiten natürlich."

„Aber unsere Zusammenarbeit wächst. Schneller, als wir uns das manchmal vorstellen können. Dazu braucht ihr die russische Sprache. Auch als künftiger Facharbeiter oder Wissenschaftler... Was heißt Hemmungen? Traut euch zu reden." *Ina Stritzke (Text)*
Detlef Christel (Fotos)

Klug sein vor dem Schaden

Auskunft für FREIE WELT gab Vitali Dogishijew, Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates der UdSSR und Vorsitzender der Staatlichen Kommission für außerordentliche Situationen.

Sie leiten ein neues Staatsorgan. Warum wurde es gebildet?

Das war eine unausweichliche Schlußfolgerung aus der Analyse der Ursachen von Industrie- und Umweltkatastrophen in den vergangenen Jahren: Wir brauchen ein einheitliches staatliches System, das den Schutz der Bevölkerung vor Betriebshavarien und Naturkatastrophen gewährleistet. Allein im Jahre 1988 kam es in der Industrie zu 790 großen Havarien. Die Verluste sind gewaltig. Etwa 250 000 Menschenleben sind jährlich zu beklagen. Deshalb muß man radikale Maßnahmen ergreifen – die Sicherheit der Technik, des Verkehrswesens und die technologische Disziplin erhöhen.

Gab es nicht bereits eine ganze Reihe von Behörden, Organisationen und Diensten, die für den Arbeitsschutz und Havarie- und Rettungsarbeiten verantwortlich sind: die Feuerwehr, die Zivilverteidigung?

Aber es existierte bis jetzt kein einheitliches System, das die rechtzeitige und zielstrebige Vorbereitung aller Kräfte auf ein koordiniertes Handeln unter Extrembedingungen sowie ihre Ausrüstung mit der notwendigen Spezialtechnik ermöglicht. Es gab auch kein Organ, das die exakte Durchführung dieser Arbeit garantiert. Zu einem solchen Organ soll jetzt die Staatliche Kommission des Ministerrates der UdSSR für außerordentliche Situationen werden. Sie wird übrigens mit dem Staatlichen Komitee für Naturschutz zusammenarbeiten und akute ökologische Fragen lösen.

Welche Aufgaben stehen als erste auf Ihrer Tagesordnung?

Zunächst brauchen wir ein breitgefächertes Programm für die bevorstehende Arbeit, müssen die dafür notwendigen Kräfte und Mittel festlegen. Wir wollen einen Gesetzentwurf erarbeiten und ihn dem Obersten Sowjet zur Diskussion vorlegen. Wir brauchen unbedingt eine stabile Rechtsbasis.

Das heißt, die Staatliche Kommission wird nicht nur die Handlungen in außerordentlichen Situationen koordinieren, sondern auch prophylaktische Arbeit leisten?

Das wird die Hauptrichtung unseres Wirkens sein: ein komplexes staatliches System zur Gewährleistung der Sicherheit von Industrieobjekten und des Verkehrswesens zu schaffen. Somit werden wir also nicht erst bei der Beseitigung der Folgen irgendeines Unglücks tätig werden. Natürlich stehen wir vor einer schwierigen Aufgabe. Nicht wenig Zeit wird für ihre Lösung nötig sein – mindestens ein halbes Jahr. Sie dürfen nicht vergessen, daß ein derartiges Organ in unserem Lande zum ersten Mal geschaffen wird.

Auf welche persönlichen Erfahrungen können Sie dabei zurückgreifen?

Meine bisherige Tätigkeit hing mit der Raketen- und Weltraumtechnik zusammen, mit der Schaffung einmaliger Start- und Versuchskomplexe, die besonderen Belastungen wegen der Explosions- und Feuergefahr ausgesetzt sind. Wir mußten die sichere Lagerung und den Test großer Mengen von Raketentreibstoffen ermöglichen. Geradezu lebenswichtig war dabei, alles bis zur kleinsten Kleinigkeit vorauszusehen. Ein solches Vorgehen brauchen wir auch jetzt in unserer Arbeit. Bei der Organisation des Zusammenwirkens der verschiedenen Behörden und Dienste können wir die bei der Schaffung des kosmischen Systems „Energija-Buran" – 1200 Betriebe und Einrichtungen verschiedener Ministerien waren daran beteiligt – gewonnenen Erfahrungen zweifellos nutzen.

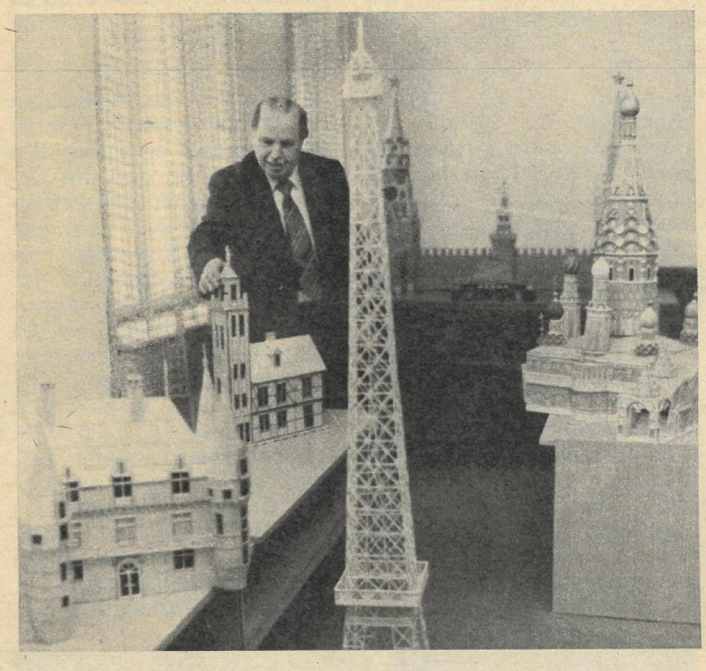
Interview:
Leonid Tschernenko

Tupolew-Test

Das von Alexej Tupolew geleitete Flugzeug-Konstruktionsbüro besuchten kürzlich Außenhändler und Vertreter von Luftfahrtgesellschaften sozialistischer Länder. Der Chefkonstrukteur persönlich erläuterte unter anderem die Innenausstattung des Passagiersalons der TU-204. Obwohl dieses neue Flugzeug aus dem Hause Tupolew erst in den kommenden Jahren in Serie produziert werden wird, liegen bereits jetzt 27 Bestellungen aus verschiedenen Ländern vor. Zur Zeit wird ein Prototyp der Maschine in der Luft getestet.

Holz-Hobby

Aus Streichhölzern fertigt der 75jährige Bulgare Peter Mitolow Modelle weltbekannter Bauwerke an. Die Architekturdenkmäler wählt er nach Fotos aus, errechnet ihren Maßstab und beginnt zu bauen – von oben nach unten. Das alte Museum in Schwerin hat er aus 20 000 Streichhölzern angefertigt, den Eiffelturm aus 3850, den Kreml gar aus 95 000. Erst jetzt im Rentenalter entdeckte Peter Mitolow, von Beruf Ökonom, seine Veranlagung als „Baumeister".



Markt-Modell

Private Händler – hier eine Verkäuferin von Spitzhüten – werden in Vietnam zunehmend gefördert. Stärker als bisher sollen sie zur Lösung der Versorgungsschwierigkeiten beitragen.

Künstler-Kraft

Ein Freiluft-Symposium junger tschechoslowakischer Bildhauer fand unlängst bei Hořice zu Füßen des Riesengebirges statt. Bereits zum fünften Mal trafen sich dort Nachwuchskünstler und bearbeiteten den Stein mit Phantasie und Muskelkraft. Im kommenden Jahr werden erstmals auch ausländische Teilnehmer erwartet.

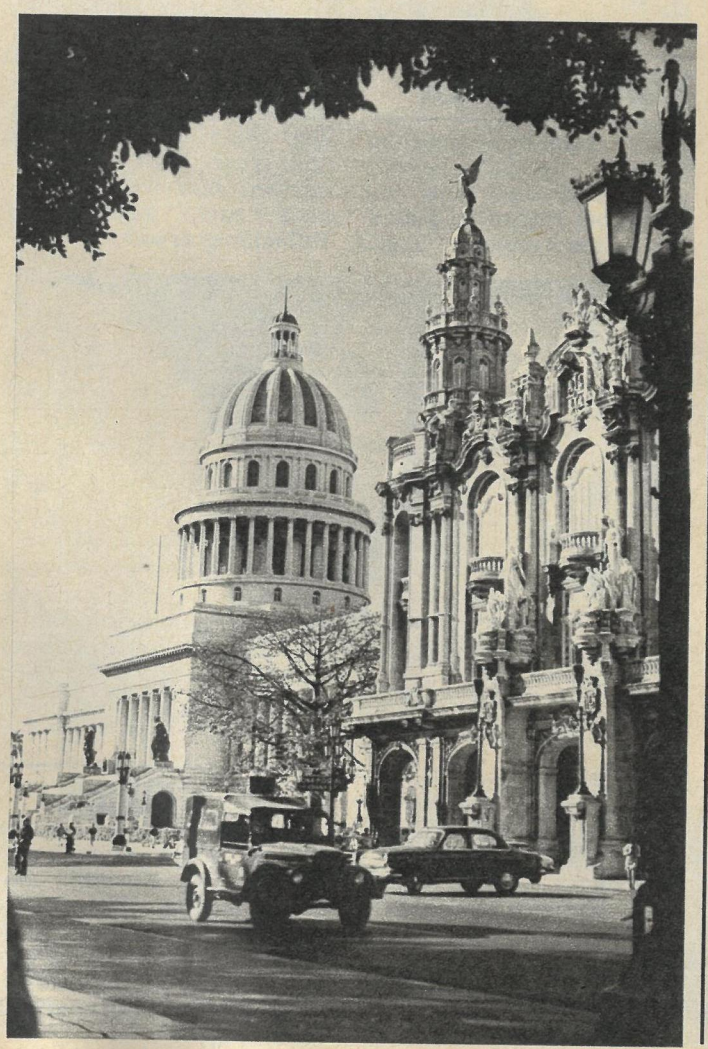
Garten-Glück

Zehn übergewichtige Tomaten erntete Klawdija Sotowa in ihrem Kleingarten unweit Kaliningrads. Die leichteste wog immerhin 400 Gramm, der Rekordhalter brachte 1840 Gramm auf die Waage.

Premiere des Telefons

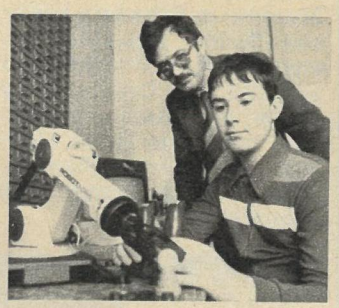
In Havanna wurden Dokumente gefunden, denen zufolge das Telefon seine Weltpremiere in einem Theater von Kubas Hauptstadt erlebte: 1850, elf Jahre vor der Erfindung des deutschen Physikers Johann Philipp Reis (1834–1874). Wie die kubanische Zeitschrift „Bohemia“ unlängst nach dem Studium von Niederschriften, Zeichnungen und Skizzen informierte, gilt als Schöpfer der vor fast 140 Jahren in Havanna betriebenen Fernsprechanlage das italienische Multitalent Antonio Meucci, Chef der Bühnentechnik des 1838 eingeweihten heutigen Großen Theaters der kubanischen Metropole (Foto). Nachdem er bereits an Theatern seiner Heimatstadt Florenz sowie in Mailand und Rom als Mechaniker tätig war, kam er 27jährig nach Kuba, um an dem eleganten und aufwendigen neuen Theater zu arbeiten. In seiner Freizeit beschäftigte sich der Italiener mit der Telegrafie. 1850 zog es ihn nach New York, mit einem Koffer voller Manuskripte und Konstruktionspläne, darunter auch Unterlagen über die Erfindung des „sprechenden Telegrafen“. Wie er in den erhalten gebliebenen Aufzeichnungen schrieb, hatten ihn die großen Ausmaße des Theatergebäudes von Havanna, die Entfernungen zwischen den einzelnen Abteilungen gezwungen, einen Kommunikationsmechanismus zu schaffen. Nach monatelangen Experimenten gelang es ihm, mittels eines Sprechgeräts und einer Hörkapsel akustische Schwingungen über Dutzende von Metern zu übertragen. Beim ersten Telefongespräch soll ein Arbeiter, der in der Blechkapsel die Stimme seines Chefs hörte, fluchtartig mit dem Ruf „Gespenster…“ das Theater verlassen haben. Als Meucci in New York von der Erfindung des Telefons durch Johann Philipp Reis erfuhr, schrieb er in einem Brief an seine Frau: „Das konnte ich ja schon vor zehn Jahren. Hat man ihm etwa meine Unterlagen zukommen lassen?“ Wenige Zeit danach erreichte ihn die Nachricht, daß die Dokumente seiner Telefonentwicklung, sowohl die gezeichneten Entwürfe als auch die Apparatur im Theater, „verlorengegangen“ seien. Mehr als 15 Jahre lang rang Meucci um die Anerkennung seiner Erfindung. 1886 sprach ihm das Bundesgericht der USA das moralische Recht aus, von sich behaupten zu können, der erste Schöpfer des Fernsprechers zu sein. Praktisch blieb ihm aber die Anerkennung versagt.

Matthias Herold



Roboter für die Schule

Vor zwei, drei Jahren hatten die ersten Bildungscomputer aus der „Prawez“-Familie sozusagen die Rolle der Vorreiter gespielt: Mit ihnen klopften EDV-Technik und Informatik vernehmlich an die bulgarischen Schultore. Mittlerweile haben sie – im Balkan-Gebirgsstädtchen Prawez serienmäßig gebaut – bereits scharenweise in Ober-, Berufs-, Fach- und Hochschulen der VR Bulgarien Einzug gehalten. Daher lag es auf der Hand, daß auch der andere Spitzen(technologie)könner – der Lehrroboter – nicht lange auf sich warten ließ: Gleich zwei Institute, in Sofia und Plowdiw, nahmen sich seiner an. Und seit geraumer Weile sind die beiden Lehrroboter „Robko“ und „Skamko“ auf dem Marsch in bulgarische Bildungseinrichtungen. „Während wir voriges Jahr, nachdem im Spätsommer die



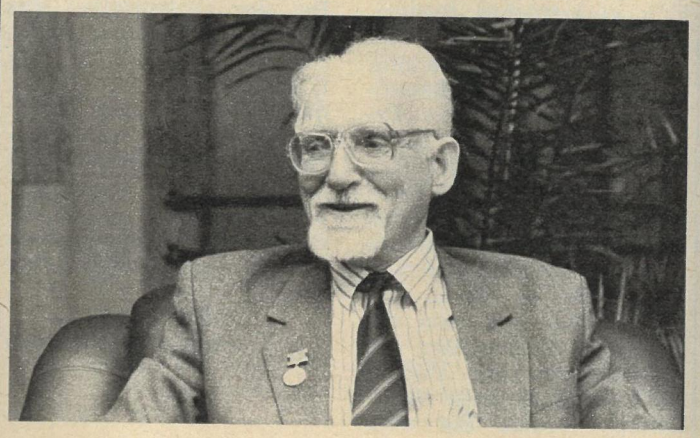
Produktion begonnen hatte, die ersten fünfzig ‚Skamko‘ auslieferten, werden wir bis zum kommenden Jahresende schon einige hundert Lehrroboter hergestellt haben. Die Käufer dafür fanden wir im einheimischen und im sowjetischen Bildungswesen. Wir rechnen mit zunehmenden Aufträgen“, sagte uns Dipl.-Ing. Swetoslaw Kanalew, stellvertretender Generaldirektor der Plowdiwer Firma KAM, vor kurzem während eines Roboter-Symposiums von Automatisierungsexperten Bulgariens und der DDR in Berlin. Über „Robko“, den zweiten EDV-Gesellen, wußte Dipl.-Ing. Nedko Schiwarow, stellvertretender Direktor des AdW-Instituts für technische Kybernetik und Robotertechnik, dagegen zu erzählen, daß seine Ideenväter ihn gleich in fünf – nach Einsatzbereichen und Leistungserfordernissen unterschiedlichen – Variationen konstruierten. Das „Robko-E“-Modell (Foto), gefertigt im Sofioter Werk für Medizintechnik, ist für Schüler bestimmt, die ihren „Robko“ selbst montieren können.

Helmuth Pelzer

Hase und Wolf mit Familie?

Der Hase, klein, aber verwegen, bleibt stets Sieger. Der Wolf ist der Blamierte, die lachende Zuschauergemeinde in hundert Ländern sorgt für den Spott. Die Trickfilmer des Moskauer Studios „Sojusmultfilm“ haben es schon anders versucht, vergeblich. Ihre Geschöpfe widersetzen sich hartnäckig, da sind sich Hase und Wolf einmal einig: Die Rollen sind seit zwanzig Jahren verteilt, jedes Abenteuer muß nach zehn Minuten – das sind 14 400 gezeichnete Bilder – für den Hasen happy enden. Dabei ist die Zuschauersympathie durchaus geteilt. Sowjetische Kinder halten fest zum Wolf. An dem haben ihre Lehrer einiges auszusetzen: Er raucht zuviel und ist überhaupt schlecht erzogen. Die Kinder in der DDR haben den Hasen ins Herz geschlossen. So sagen Briefe, die zahlreich wie eh und je im Studio eintreffen. Und immer wieder wird gefragt: Warum gibt es seit zwei Jahren keine neue Folge, sechzehn sind uns nicht genug. Swetosar Russakow (Foto und Autogramm für FW-Leser), Chefzeichner der Serie und als Gast der Station Junger Techniker und Naturforscher Reichenbach kürzlich im Vogtland und in Berlin, weiß Gründe: Ideen haben die Schöpfer genug, aber auch andere Projekte, die ihnen Spaß machen. Die drei Szenaristen sind gefragte Kabarett-Texter, eine bellende Katze ist jetzt Heldin von Regisseur Kotjonuschkin, Russakow illustriert Bücher. Der Schauspieler Anatoli Papanow, der so unvergleichlich „Nu pogodi!“ knurren konnte, ist verstorben. Und schließlich wurde man bisher nicht einig, ob Hase und Wolf weiter unter sich bleiben oder Familien gründen sollen. Vielleicht darf ihr Publikum da ein Wörtchen mitreden?

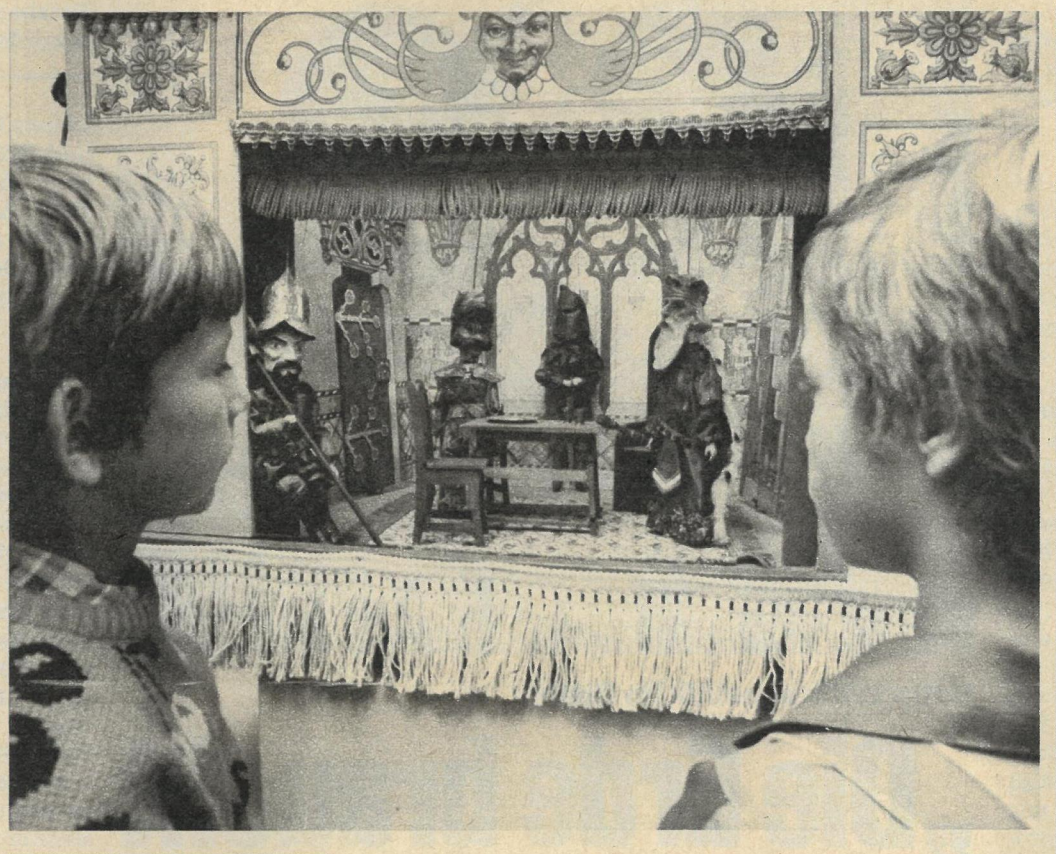
Constanze Treuber



Die Kraft der Zauberwurzel

Kaum eine Kulturpflanze ist so legendenumwoben wie der heilkräftige Ginseng. Seine Existenz in Asien soll einem Blitzschlag zu danken sein. Die elektrische Ladung wäre in den kristallenen Strahl einer Quelle gefahren, hätte augenblicks das Wasser zum Verdampfen gebracht und an seiner Stelle sei die Zauberwurzel aufgetaucht, die in sich die Kraft des Himmelsfeuers trug. Welch schöne Legende! Sie wird auch in Kaesong erzählt, jener koreanischen Stadt, die einst durch Porzellan, Brokat und Seide berühmt wurde, deren Hauptreichtum indes Ginseng war und ist. Die Sorte, die dort auf weitflächigen Plantagen in der Umgebung der Stadt kultiviert wird, gilt als die wertvollste im Lande. Vielleicht wird auch deshalb Kaesong als Hauptstadt des Ginseng bezeichnet. Die Kaesong-Sorte ist seit anderthalb Jahrtausenden bekannt und soll, so steht es in zahllosen alten Schriften, nicht nur Kraft und Stärke geben und die Widerstandskraft erhöhen, sondern alle Krankheiten heilen. Ein Universalmittel also? Was ist Dichtung, was Wahrheit? Li Bae Git, der Leiter des Amtes für traditionelle östliche Medizin im Gesundheitsministerium von Phjòngjang, sollte das wissen. Fragen wir ihn: „Wir haben alte Rezepte entziffert, haben unzählige Daten über das Einwirken von Ginseng auf den Organismus überprüft und fanden vielfach bestätigt, daß Ginseng durchaus universelle Eigenschaften besitzt und nicht zu Unrecht auch Lebenswurzel genannt wird. Ein Gewächs mit vielen positiven Wirkungen. Das ist bewiesen. Ich denke, daß viele interessante Entdekkungen erst noch bevorstehen, denn wir wissen durchaus noch nicht alles über die Wunderwurzel. Trotzdem ist es sicher ungerechtfertigt, sie als Universalmittel zu bezeichnen, denn universelle Medikamente gibt es nicht." Und wie sieht es mit anderen Mitteln der asiatischen Volksmedizin aus, mit exotischen Präparaten aus Bärenleber, Schlangengift oder Tigerknochen? „Jedes Arzneimittel hat einen doppelten Wirkeffekt. Dem einen hilft, dem anderen schadet es. Unsere Medikamente sollte man nur unter ärztlicher Aufsicht einnehmen. Also Vorsicht: Selbst herumzudoktern, ist riskant."

Viktor Lukaschin



Die Puppen tanzen lassen

Dieser kleine Teufel (rechts) wohnt in keiner Hölle – er ist zu Hause in einem alten Renaissancehaus, das heute ein Museum besonderer Art beherbergt. Gelegen nur wenig mehr als 100 Kilometer östlich der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag, im malerischen Städtchen Chrudim, das viele historische Bauten hat und einen jahrhundertealten Ruf als traditionsreiche Kulturstätte. Im Marionettenmuseum von Chrudim sind sie alle zu sehen: Teufel und Großmutter, König und Prinzessin, Landstreicher und Gendarm. Mehr als 50 000 Besucher aus dem In- und Ausland zählt das Haus alljährlich, vor allem natürlich Kinder, die die alten und neuen Puppen aus 53 Ländern, aber auch die umfangreiche Ausstellung von Vertretern des zeitgenössischen tschechoslowakischen Puppenspiels mit den Augen verschlingen. Chrudim ist unter den Künstlern und Liebhabern des Marionettentheaters nicht nur durch das Museum als „Stadt des Puppenspiels" bekannt. Viele berühmte Ensembles gastierten hier schon. Im vergangenen Sommer fand in Chrudim das 37. Tschechoslowakische Festival der Amateur-Puppenspieler statt.

Vera Sukova

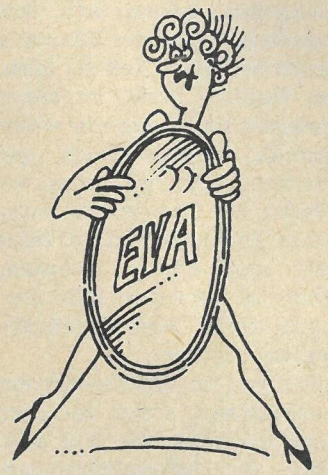
● Gut gesagt

Man darf sein Publikum nicht betrügen, es merkt sofort, wenn es einen überheblichen Künstler vorgestellt bekommt. Man muß die Leute achten, vor denen man auftritt.

Wladimir Spiwakow, Violinist und Dirigent, UdSSR

● Am Rande

Die zwölf schönsten Mädchen Estlands – Siegerinnen der regionalen Schönheitswettbewerbe – gründeten den Mädchenklub „EVA" in Tallinn. Ihm ist eine Mannequin-Schule angeschlossen für 16- bis 24jährige „Damen". – Spieglein, Spieglein...



● Persönliches

Der Moskauer KIRILL LUTSCHINSKI gewann den erstmals in der sowjetischen Hauptstadt ausgetragenen Wettbewerb um den Titel „Mann des Jahres". Die Teilnehmer mußten nicht nur ihre Muskeln präsentieren, sondern sich auch mit Damen aus dem Saal bekannt machen, tanzen und nachweisen, daß sie eine Krawatte binden können.

Der sowjetische Seemann WLADIMIR KRAWZOW lebte 18 Jahre lang mit einer Zahnbürste im Magen, die er beim Zähneputzen während einer Sturmfahrt verschluckt hatte. Eine Chirurgin befreite ihn nun endlich von diesem borstigen Fremdkörper.

Die Sängerin LUDMILA DVORAKOVA, Ehrenmitglied der Deutschen Staatsoper Berlin und in Prag zu Hause, besitzt an die 300 Kochbücher in verschiedenen Sprachen. Das nächste beabsichtigt sie selbst zu schreiben: einen kulinarischen Reisebegleiter durch die ganze Welt.

Redaktion: Andreas Böttcher; Fotos: TASS, ADN-ZB/CTK, ADN-ZB, Archiv Berliner Verlag, Sofia-Press, I. Hesse; Vignette: D. Schüler

Natalie und ihr kasachischer Ehemann Gasidulla Bekeschew

Nationalitätenpolitik im Dialog:

„Die Erde braucht deine Hände..."

Natalie Wladimirowna Gellert – der Vater der jungen Frau aus dem Kasachstaner Dorf Urkendėü heißt eigentlich Woldemar, nicht Wladimir. Sowjetdeutsche. Natalie ist seit 1988 Mitglied des ZK der KPdSU. Die Traktoristin aus dem Sowchos „Amangeldy" sprach auf dem Septemberplenum der KPdSU zur Nationalitätenpolitik. Eine Stunde danach gab sie der Zeitung „Sowjetskaja Rossija" das hier wiedergegebene Interview. Unsere Fotos entstanden, als FREIE WELT bei Natalie zu Gast war.

Natalie Wladimirowna, welche Eindrücke haben Sie vom Nationalitätenplenum gewonnen? Was ist für Sie das Wichtigste im Spektrum der erörterten Fragen?

Erstens: Das Plenum hat den Beschluß angenommen, den nächsten, den XXVIII. Parteitag der KPdSU einzuberufen, und mit dem heutigen Tage beginnt die Vorbereitung darauf. Ich will nicht davon sprechen, daß die Zeit im Vorfeld des Parteitags ein ernstes Examen für jeden Kommunisten, für die ganze Partei ist. Das weiß man auch so. Mit der Tat muß das Recht bewiesen werden, die Avantgarde der Gesellschaft zu sein. Die Partei steht heute im Kreuzfeuer der Kritik, die Fälle, in denen Kommunisten ihr Parteimitgliedsbuch zurückgeben, mehren sich. Sich einzugestehen, daß der Glaube an die Partei bei einem Teil der Menschen ins Wanken gerät, ist bitter. Die Autorität muß nicht nur wiederhergestellt, sondern auch gefestigt werden. Dafür muß aber, wie mir scheint, der Demokratisierungsprozeß im Innern der Partei selbst vertieft, muß erreicht werden, daß schon in nächster Zeit die Menschen reale Veränderungen zum Besseren spüren.

Zweitens: Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand auf dem Plenum die schärfste und aktuellste Frage, die Nationalitätenfrage. Ich will nicht wiederholen, wieviel schwierige, schwer zu lösende Probleme sich in den Jahrzehnten angesammelt haben. In gewissem Maße war so etwas zu erwarten, was ich an einem Beispiel erklären will. Wenn in der Leningrader Produktionsvereinigung „Kirowskij Sawod" der leistungsstarke Traktor „Kirowez" vom Band läuft – ich arbeite auf Fahrzeugen dieser Marke –, wird sich keiner zu der Meinung versteigen, daß der Traktor ewig hält und funktioniert. Allerdings geht man von der Voraussetzung aus, daß vorbeugende und Generalreparaturen, gute technische Wartung und bei Bedarf auch Austausch von Aggregaten oder Baugruppen seine Lebensdauer wesentlich verlängern.

Wir aber haben uns, nachdem wir 1922 die einmalige und in der Welt einzigartige Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken geschaffen hatten, zur Ruhe gesetzt und vergessen, daß der lebendige Organismus unserer Union fürsorglicher Pflege bedarf. Ich will Ihnen sagen, was mich tief und menschlich berührt und gefreut hat: Auf dem Plenum ist mit deutlicher Stimme ausgesprochen worden, was unsere Sowjetunion darstellt, was sie allen Republiken und einem jeden von uns gebracht hat. Warum auch sollte man das verhehlen, schließlich haben wir in letzter Zeit verlernt, stolz zu sein. Darüber hinaus wird uns von links und rechts eingehämmert, daß wir angeblich nichts haben, worauf wir stolz sein können.

Immer häufiger ertönen in Litauen und Estland, Georgien und Moldawien Aufrufe zur Herauslösung, zum Austritt aus der UdSSR. Wollte man ihnen folgen, würde das bedeuten, den Zerfall des Landes einzuleiten. Allein der Gedanke, daß so etwas zugelassen werden könnte, ist schmerzlich. Und was am kränkendsten ist: Die „Abspalter" berufen sich auf die Leninsche These vom Recht der Nationen auf Selbstbestimmung. Das ist eine sehr einseitige, vorsätzlich schmalspurige Auslegung des Leninschen Gedankens. Die schöpferische Diskussion auf dem Plenum führte zu einer Vertiefung des Verständnisses des Selbstbestimmungsprinzips, wie es allseitig in der Plattform der Partei umrissen worden ist. Und wenn wir uns der Interpretation Wladimir Iljitschs selber zuwenden wollen, sollten wir an seine Worte denken: „Die Abtrennung ist ganz und gar nicht unser Plan. Eine Abtrennung propagieren wir ganz und gar nicht. Überhaupt sind wir gegen eine Abtrennung."

Stellen wir uns doch die Frage – wem kommt das zustatten?

Gut wäre, solche Fragen öfter zu stellen und über sie und diejenigen nachzudenken, die dem Volk mit Leichtigkeit fremde Ideen predigen und über jene, die ihnen lauschen. Vielleicht wird die nüchterne Analyse ökonomischer regionaler Verbrauchsziffern einige Hitzköpfe abkühlen. Wenn beispielsweise der Anteil eingeführter Industriepro-

dukte aus anderen Unionsrepubliken im Gesamtverbrauch des Jahres 1987 in der RSFSR 18 Prozent und in Kasachstan 33 Prozent betrug, lag er in den baltischen Republiken zwischen 39 und 42 Prozent, in Mittelasien zwischen 37 und 47 Prozent, in Moldawien bei 44 Prozent... Möge sich jeder selbst seinen Reim auf diese Zahlen machen.

Vielleicht müßte man regelmäßig an solche Tatsachen erinnern, damit die Menschen, ganz gleich in welcher Republik, sich bewußt werden: Die Ökonomie unseres Landes ist ein komplizierter Organismus, verflochten mit Tausenden und Abertausenden Fäden, die die Republiken, Städte, Gebiete und einzelnen Betriebe miteinander verbinden. Reißt nur ein einziger, so bedeutet das Stillstandszeiten, Verluste, nicht erfüllte Lieferungen und Mangel an Waren.

Wissen Sie, woran ich mich nicht gewöhnen kann? Jedesmal, wenn ich nach Moskau komme, staune ich Bauklötzer – die Leute halten schon wieder Meetings ab! Woher nehmen sie bloß die Zeit? Wir haben für so etwas keine Zeit. Die Erde braucht deine Hände..., sagt man bei uns. Ich weiß, wie in unserem Sowchos alle mitfühlten und mitlitten, als im Kusbass, in Workuta, im Baltikum oder in Moldawien gestreikt wurde. Natürlich sind die Forderungen der Kumpel gerechtfertigt, doch was ihre Streiks für das Land bedeuten, das werden wir im Winter zu spüren bekommen. Und welch gewaltige Verluste in der materiellen Sphäre ergeben sich aus den Streiks und anderen Unruhen in Aserbaidshan und Armenien! Nein, Streiks sind nicht die rechte Methode. Ich stelle mir vor, wenn plötzlich die Neulandleute streiken würden: Das Getreide fiele aus, wir würden ohne Brot bleiben. Nein, da muß man nach anderen Wegen suchen...

Also, die Plattform als Dokument ist angenommen, die grundlegenden Prinzipien der neuen Nationalitätenpolitik der Partei sind formuliert. Welche haben für Sie den Vorrang?

Vor allen Dingen möchte ich ihre deutliche Orientierung auf den Menschen hervorheben. Sehen Sie sich an, was im Referat betont wird: „Unsere neue Nationalitätenpolitik ist berufen, breite Möglichkeiten für die Befriedigung der spezifischen Interessen jedes Volkes zu garantieren." Und ebenda wird präzisiert: „...und zugleich damit die Festigung der Garantien der Rechte der Bürger unabhängig von ihrer nationalen Zugehörigkeit." Weiter wird folgender Akzent gesetzt: „Es ist notwendig, die Rechte der Bürger der UdSSR allerorten allseitig stärker zu schützen." Warum nehme ich das alles so wichtig? Darum, weil es leichter ist, die Gleichberechtigung aller zu propagieren, des ganzen Volkes, als im realen Leben die Gleichberechtigung für jeden Menschen durchzusetzen. Die Ereignisse der letzten zwei bis drei Jahre haben das anschaulich bewiesen. Wie viele Diskriminierungen hat es schon gegeben! Es reicht aus, an die in einigen Republiken angenommenen Gesetze über die Sprache zu erinnern, die die Rechte eines ziemlich großen Bevölkerungsteils schmälern. Nein, von einer Gleichberechtigung der Völker können wir nicht sprechen, wenn die Menschen sich eingeengt fühlen!

Während ich das Referat hörte, wurde ich auf eine wichtige Stelle aufmerksam: „In der Geschichte des Sowjetstaates darf es keinen einzigen ‚weißen Flecken' geben. Die Gesellschaft muß umfassend und erschöpfend über sämtliche Episoden ihrer Vergangenheit informiert sein, wie bitter sie auch gewesen sein mögen." In den letzten Jahren bringen Presse, Rundfunk und Fernsehen in buchstäblich sich überstürzender Menge Materialien, die unsere 70jährige Geschichte vor unseren Augen wiedererstehen lassen. Das Interesse an diesen Beiträgen ist gewaltig: Wir alle wollen unsere Vergangenheit kennen, sie begreifen, einschätzen, die Lehren aus den Fehlern ziehen. Mich beunruhigt jedoch das mitunter einseitige Herangehen, die Verneinung alles Positiven, was in unserer Geschichte gewesen ist. Schließlich hat es auch in der Nationalitätenpolitik nicht einzig und allein Fehler und Überspitzungen gegeben. Es wurde auch der Keim gelegt für eine echte Brüderlichkeit der Völker, das Gefühl einer einheitlichen Familie, Freundschaft und Internationalismus wurden geboren, die uns halfen, in den Tagen der großen Prüfungen zu bestehen.

Wissenschaftler und Publizisten haben diese Krankheit als sozialen Daltonismus (Farbenblindheit – d. Red.) bezeichnet, der vielen von denjenigen eigen ist, in deren Palette allein düstere Töne vorkommen. Allerdings war vor noch gar nicht langen Jahren ihre Hauptfarbe das Rosarote und Himmelblaue... Das eine wie das andere ist gleichermaßen falsch. Die Geschichte wie auch das Leben müssen in dialektischer Einheit gesehen werden. Licht und Schatten, das Gute und das Böse, Gerechtigkeit und leider Ungesetzlichkeiten, Edelmut und Tücke stehen im Leben nebeneinander...

Damit bin ich voll und ganz einverstanden. Auch in unserer kurzen Geschichte hat es wunderbare Seiten gegeben, auf die man stolz sein kann. Der Oktober, der Sieg über den Faschismus, die Heldentat Gagarins, das Neuland mit all seinem Heldenmut und der Aufopferung... Ja, ja – auch die Erschließung des Neulands, die zu einer echten Schule des Internationalismus wurde, worüber heute leider geschwiegen wird. Ich finde das ungerecht.

Sie haben damit eine wichtige Frage aufgegriffen, die die Menschen bewegt. Es ist die Frage nach einer historischen Verantwortlichkeit jener, die den gesellschaftlichen Gedanken und damit die Gesellschaft selbst beleuchten, formieren und lenken... Denn vor den Augen einer einzigen Generation ist die Geschichte nun schon einige Male umgeschrieben worden – aus Gründen der Konjunktur, aus Gefälligkeit diesen oder jenen Persönlichkeiten gegenüber. Das hat dem gesellschaftlichen Bewußtsein enormen Schaden zugefügt.

Leider setzt sich dieser Prozeß weiter fort und nimmt in unseren Tagen unzulässige Ausmaße an. Ich bin kein Historiker, nur ein ganz normaler Bürger des Sowjetlandes. Doch gerade als Staatsbürger will ich eine echte, wahrhaftige, objektive, wahrheitsgetreue und nicht gefärbte – nach der schönen oder schlimmen Seite hin – Geschichte erfahren. Die Wahrheit hat mit einem Pluralismus der Meinungen nichts gemein. Die Wahrheit ist nicht vielgesichtig, es gibt nur eine einzige Wahrheit. Damit will ich sagen, daß man einen historischen Fakt nicht einmal so und dann wieder anders interpretieren darf, je nachdem, wie es die „Interpreten" oder die „Auftraggeber" gerade gern hätten.

Ich will noch einmal auf das Neuland zurückkommen. Nachdem L. I. Breshnew seinen Nimbus verlor, der, wie heute bekannt, das Buch „Zelina" („Das Neuland") nicht geschrieben hat, haben wir sofort auch das Neuland selbst mit ausgestrichen. Damit kann ich mich nicht abfinden. Denn ich bin von den Neulandgewinnern erzogen worden. Ohne Michail Dowshik, dessen Zelt im Museum der Revolution ausgestellt ist, ohne Wladimir Ditjuk, ohne Nurgabul Malgashdarow, ohne Leonid Mi-

Fortsetzung Seite 40

Natalie Gellert – in ihrer Brigade und mit ihrer Schwiegermutter im Steppendorf Urkendèù

Warschau in diesen Augusttagen. Wir trafen uns mit Czesław Niemen im „Polonia"-Hotel im Zentrum der Hauptstadt

Das ist geblieben: Die Schublade, in die er sich stecken ließe, müßte erst noch gebaut werden – hie U- und da E-Musik, hier der Rock und dort die Romantik, heute die Besinnung, Verinnerlichung und morgen gar der Überschwang, nein, so geht das nicht bei einem wie Niemen. Seit über 25 Jahren nun ist er vor allem er selbst, unvergleichbar anderen und anderem, ob er nun Filmmusiken macht oder jazzt, singt oder instrumentiert, komponiert oder Lieder schreibt, in ständig ausverkauften Konzerthallen gegen die Gewöhnung, das billige Hinnehmen unbilliger Zustände angeht oder in seinem Studio bis dato ungehörten Klangkombinationen nachspürt. Das, was die Branche immer mal wieder „modern" oder „in" nennt, hat ihn bislang wenig interessiert, und auch jetzt sieht's ganz so aus, als läge er mal wieder mit dem Zeitgeschmack über Kreuz, doch darauf kommt die Rede noch. Auch in einem uns direkt betreffenden Sinn hat Niemen sich die Treue gehalten: seine Pressescheu ist geblieben.

In seiner Wohnung empfängt er keine Journalisten, prinzipiell, und weil sein Studio zur Wohnung gehört, legt er auch da Kette und Riegel für alle Neugierigen vor. Basta. Der Mensch hat ein Recht auf eine ungestörte Privatsphäre.

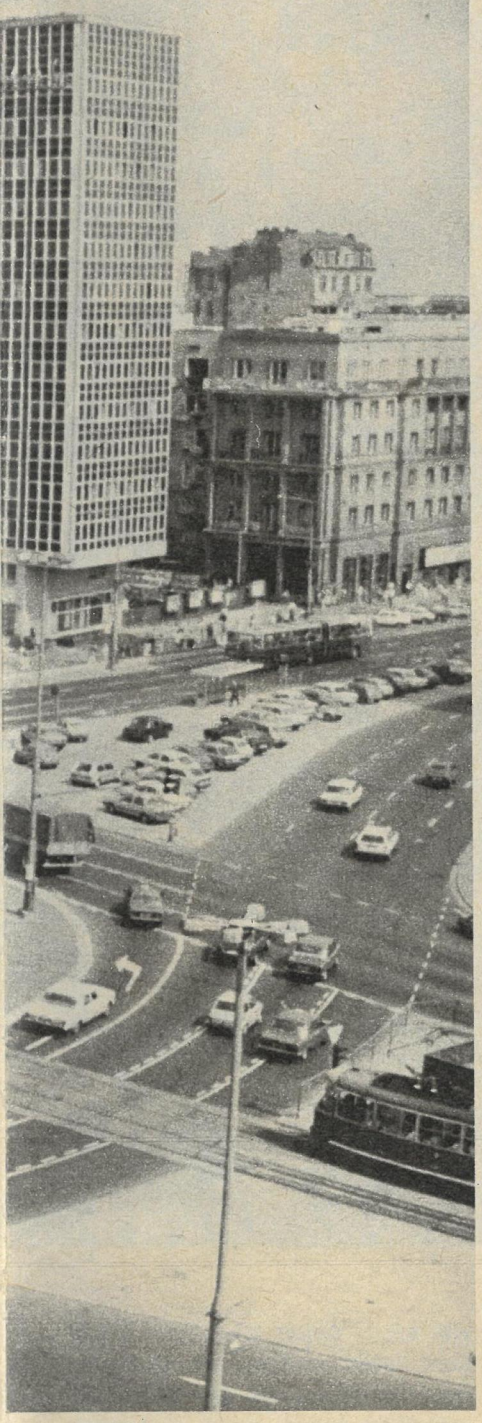
Also „Polonia"-Hotel!

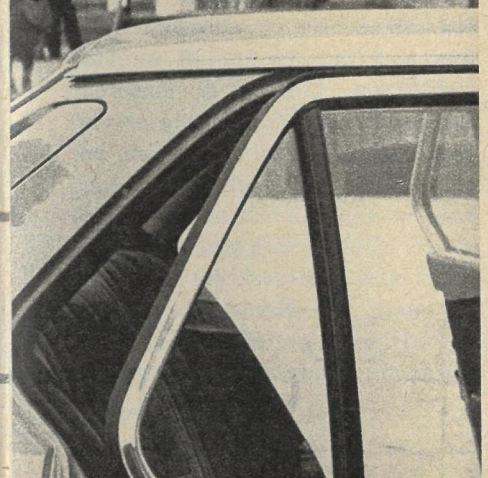
Das liegt im Zentrum der polnischen Hauptstadt, an der Kreuzung Marszalkowska-Straße/Jerozolimskastraße. Schräg gegenüber hat gerade die gleißende Schaufensterfront eines in Bälde eröffnenden Geschäfts der Marc o Pol-Kette mit „Lacoste"-Kleidung und amerikanischem Horrorspielzeug Beleuchtungsprobe. Hunderte Spotlights strahlen die Wunderdinge an – es glitzert wie Weihnachten in Disneyland. Aber bis auf wenige eilen

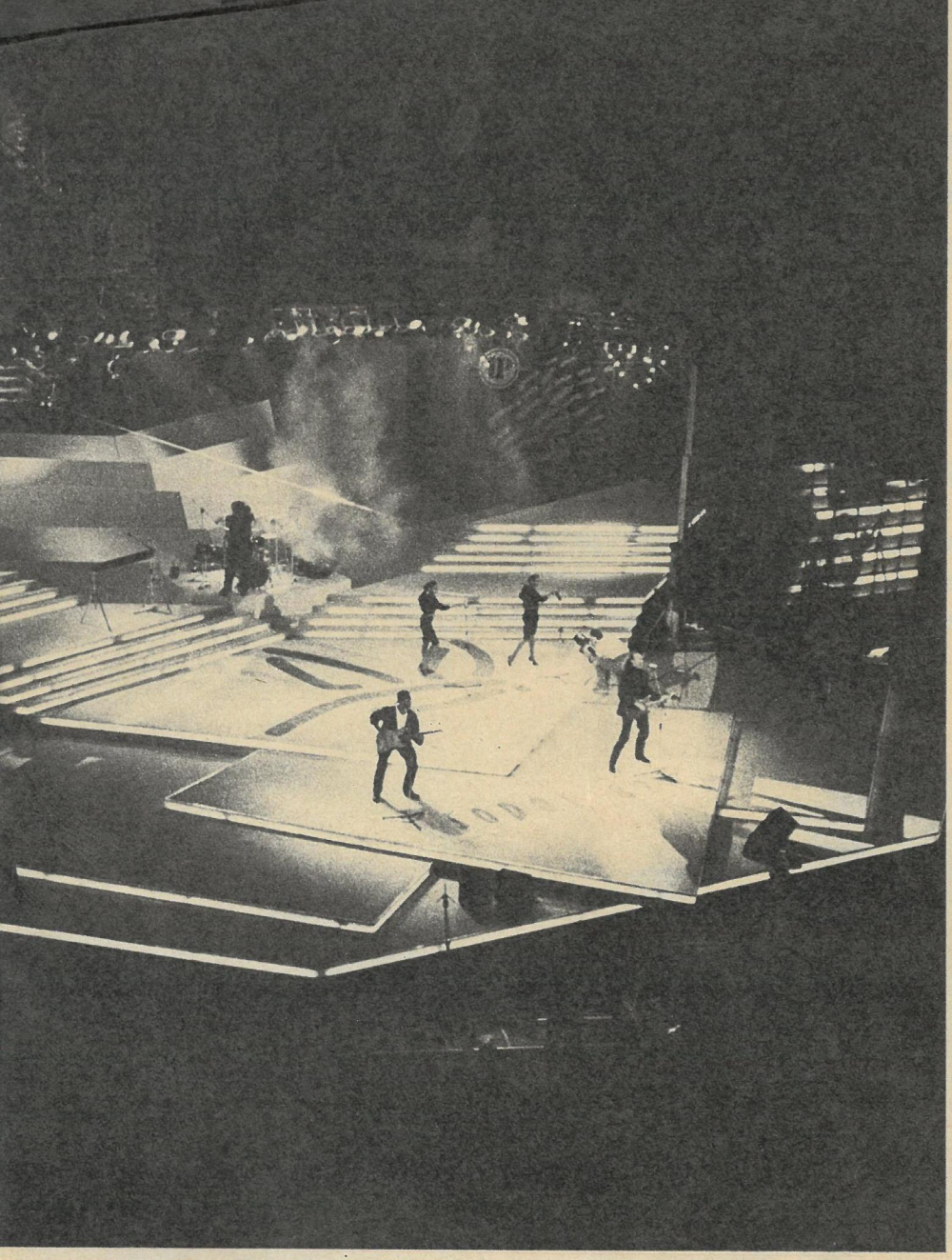
Fortsetzung Seite 20

Die gesponserte Nachtigall

Czesław Niemen, seit der Beat-Generation der sechziger Jahre nicht immer unumstrittenes Idol der polnischen wie der internationalen Rock- und Popszene, blickt für FW auf sehr Heutiges in seinem und seiner Kollegen Schaffen.







400 Scheinwerfer... **...in der Sopoter Waldoper**

die Passanten vorbei. Die meisten interessieren sich für das Angebot des danebenliegenden, wesentlich spartanischer dekorierten Lebensmittelladens, in dem Butter eingetroffen ist. Sie kostet zwar das Sechsfache des Frühjahrspreises, als die Lebensmittelpreise noch nicht freigegeben waren – Schweinefleisch ist zehnmal teurer geworden, Milch ebenso – aber billiger als auf den freien Märkten ist es hier freilich immer noch. Vor dem Laden ein Holztisch, an dem ein paar junge Männer Broschüren und Polit-Aufkleber feilhalten. Von einem Hausdach regnet es hektographierte Flugblätter, auf denen zu einer Demonstration aufgerufen wird. Viele Blätter werden achtlos in den Straßenstaub getreten, die Leute haben sichtlich andere Sorgen. Warschauer Wirklichkeit dieser Tage – keine leichte, gewiß. Aber eine, in der Leute wie Czesław Niemen nun einmal stecken, wenn sie ihre Arbeit machen. „Ich bin", sagt er, „so seltsam das klingen mag, zuerst einmal Optimist. In unserem Lande ist bis heute so viel erreicht worden an Miteinander, an Humanität und Kultur, an Freundschaft und Zusammengehen mit unseren Nachbarvölkern, das einfach nicht preisgegeben werden darf."

Er weiß, wovon er spricht, hat er selbst doch unbeirrt als Rock-Barde Polnisches so über die Grenzen getragen, daß er international akzeptiert blieb bis heute: Der DDR-Rundfunk, das Fernsehen und die Schallplatte, mit denen er zusammenarbeitete, und auch die Künstleragentur, zählen zu seinen festen Partnern.

Niemen hat sich seinen Landsleuten in letzter Zeit nicht mehr so häufig gezeigt – praktisch keine Auftritte im polnischen Fernsehen. Seine letzte Platte hat er vor zehn Jahren aufgenommen. Warum? Sollte man gar von einer schöpferischen Krise reden? „Nein", lautet die kategorische Antwort, „eher von einer Selbstbesinnung, einem orientierenden Innehalten auf der Wanderschaft, das not tut, will man nicht in falsche Pfade einbiegen. Ich habe in diesen Jahren sehr an mir gearbeitet und mir auf meinen Konzerttourneen durch die USA, Indien, England, die BRD und die DDR gewissermaßen eine neue Hörergeneration ‚erarbeitet'. Die Jugend ist heute interessierter an den Texten, den Inhalten meiner Lieder als früher. Sie lebt in einer anderen, gefährdeteren Welt als vor 25 Jahren, das heißt, sie erlebt auch anders. Ich muß das, was ich mitzuteilen habe, anders sagen, auch gewisse Angleichungen an Hörgewohnheiten und Klangvorstellungen machen." Niemen tut dies vorwiegend mit seinen Instrumentierungen. Er ist, so seltsam bei einem Mann wie ihm das klingen mag, Traditionalist, der die einfache Melodik seiner Kinderjahre, die majestätische Ruhe der großen Chöre, die seine Erinnerung bewahrt, mit Hilfe eines ausgeklügelten elektronischen Instrumentariums aus seiner Stimme herauszupräparieren versucht. „Dort, wo ich geboren bin, gab es ganz natürliche Verschmelzungen mehrerer Kulturen – der litauischen, der polnischen, der weißrussischen. Das hat sich durchdrungen, hat kontrastiert und sich bereichert. Jetzt suche ich nach Klängen aus der Natur, ich mache weitere Versuche, schöpfe aus Assoziationen des Alltags, gehe also immer auf natürliche Quellen zurück. Das ergibt ein praktisch unbegrenztes Klangarsenal – andere können das nicht so machen wie ich – denke ich." Sein Publikum denkt auch so, scheint es, jedenfalls strömt die Fan-Gemeinde vollzählig heran, wenn er konzertiert – so mancher hat bereits seinen Enkel dabei. „Mich befriedigen Konzerte jedenfalls mehr als Konservenproduktionen, weil ich mein Anliegen direkt vermitteln kann. Die Leute denken endlich. Das freut mich."

In Polen agieren derzeit an die 300 professionelle Rockbands, die Zahl der Gesangssolisten hat annähernd die gleiche Größe. Wenn nun ein – ja, das Wort muß er sich gefallen lassen – Altmeister wie er auf die heutige Szene schaut, zu welchem Urteil über die Unterhaltungsgegenwart gelangt er?

„Kein Urteil. Ich bin kein Richter. Ich kann auch nicht alles verfolgen, was sich auf diesem oft unübersichtlichen Gebiet in unserem Lande abspielt. Sicher gibt es viel Durchschnittliches, das keinem besonders ins Auge sticht. Das ist hier wahrscheinlich nicht anders als bei Ihnen. Einige Gruppen sind aber nicht ohne künstlerische Akzente." Er nennt „De Mono" und „Ziyo", als Solisten Mieczysław Szczesniak, der beim gerade zu Ende gegange-

Die gesponserte Nachtigall

nen 26. Sopoter Musikfestival Sieger des Nationalen Wettbewerbs um die „Bernstein-Nachtigall“ geworden war. „De Mono“ und „Ziyo“, die ebenfalls Festivalteilnehmer waren, wurden von der Jury nicht bemerkt. Hatten die etwa 400 Scheinwerfer, computergesteuert, auf der Sopoter Waldoper nicht gereicht, den Blick des Managements unter Lech Sikorski, einem gestandenen Mann der polnischen Unterhaltungsszene, auf die Qualität zu lenken? Niemen, im Vorjahr war er Vorsitzender der Jury, hat sich den diesjährigen Wettstreit im Fernsehen angeschaut. Erstmals war das Sopoter Festival, voll kommerzialisiert und von Sponsoren – zumeist auswärtigen – finanziert, nach neuem Modus abgelaufen. Playback machte das Festivalorchester entbehrlich – degradierte jedoch die Künstler weitgehend zu Statisten. Zwischengeschobene Werbespots unterbrachen, dem Publikum oft unverständlich, Ablauf und Atmosphäre. Und, strenggenommen, war das Publikum, das die Plätze der hohen Eintrittskosten wegen nicht an jedem Abend restlos einnahm, eigentlich auch nicht mehr so wichtig, da die Veranstaltung zur Gänze an westeuropäische und skandinavische Fernsehgesellschaften verkauft war. So kamen sich einige ein wenig verkauft vor, was insofern schade ist, als Sopot bis in die jüngste Vergangenheit berechtigten Ruf als d a s große, anspruchsvolle Liederfestival der sozialistischen Länder mit angesehensten Gästen aus aller Welt genoß. Die Großen der Rock- und Popszene traten auf, es zählte, wer was einbrachte an Beispiel und Kreativität und nicht unbedingt, wer zur Zeit die meisten Schallplatten absetzt. Niemen schaut, als wir das rekapitulieren, ein wenig bitter drein: „Ein Triumph des schlechten Diskogeschmacks, alles in allem, mit wenigen guten Ausnahmen, darunter die begabte sowjetische Sängerin Tamara Gwerdziteli und IC/ Ralf Schmidt aus der DDR.“ Niemen wäre der letzte, der nicht weiß, daß es auch akzeptablen Diskogeschmack gibt. Populäres muß nicht flach oder deswegen abzulehnen sein, nur weil es rhythmisch-gefällig daherkommt. Man wird sehen, meint er, wie sich die weitere Entwicklung des Sopoter Festivals vollzieht. „Es ist wohl schon ein Stück aufs falsche Gleis geschoben. Noch kann man es zurückziehen. Die bedeutende Rolle, die es einmal innehatte, sollte es nicht dadurch verspielen, daß es im internationalen Teil die falschen Leute die eigentlichen Erfolge feiern läßt.“
Der Vielbeschäftigte schaut auf die Uhr – die Zeit ist knapp geworden. Für die Fertigstellung seiner neuen Schallplatte, die mit Eigenkompositionen nach eigenen Texten und eingespielt mit dem Computerorchester „Robotestra“ zunächst in Polen, als englischsprachige Version darauf in England bei CBS erscheint, hat er sich nur noch drei Tage Frist gegeben. Wer sich nicht selbst befiehlt…

Jürgen Geitner (Text)
Lech Charewicz (Fotos)

Wir danken der Künstleragentur PAGART und der Zeitschrift Przyjaźń für ihre Unterstützung.

Propeller im Griff

Die olympische Rennkanu-Ersatzfrau von Soul '88, Katrin Borchert, entstieg als dreifache Weltmeisterin den Wassern von Plowdiw. Ist Birgit Schmidts „Erbin" gefunden?

Ein Sportler ist auf dem Weg zur Legende, wenn nach seinem Rücktritt eine neue Zeitrechnung beginnt. Das „Jahr 1" nach Birgit Schmidt warf in der Welt des Kanurennsports die Frage auf, wer wohl die Nachfolge der Potsdamer Kajak-Königin werde antreten können. Mit drei olympischen Goldmedaillen und 16 Weltmeistertiteln übte die heute 27jährige Ehefrau und Mutter Birgit Schmidt, die anfangs unter ihrem Mädchennamen Fischer fuhr, die unumschränkte Regentschaft auf den Regattastrekken der Welt aus – bis sie sich voriges Jahr entschied, Thron-Ansprüche nicht mehr geltend zu machen. Die Weltmeisterschaften im August in Plowdiw nun ließ keinerlei Zweifel mehr daran, wer für den vakanten Posten eines Souveräns in Betracht zu ziehen wäre. Katrin Borchert, eine 20jährige Schöne aus Neubrandenburg, kam zu dreifacher Weltmeisterwürde. Sie gewann im Einer-Kajak über 500 und 5000 m sowie im Vierer.

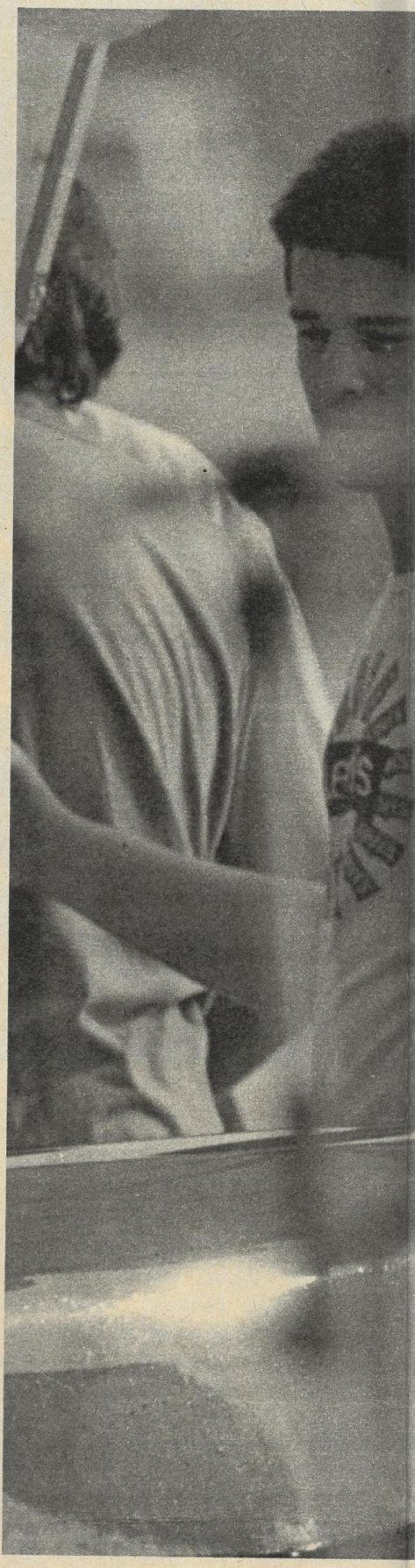
„Mann, das ist ja phantastisch, ich könnte umfallen vor Glück!" Soeben vom Siegerpodest gestiegen, nahm Katrin ihre erste Goldmedaille vom Hals und versuchte, ihrem Trainer Kersten Neumann mitzuteilen, wie einer sich nun als Weltmeister fühlt. Er wird's wohl verstehen, dachte sie, schließlich hatten beide monatelang hart auf diesen Tag hingearbeitet: Täglich viele Kilometer auf dem Neubrandenburger Oberbach, Kraft- und Konditionstraining, wozu auch gehörte, daß Kerstin Stunden auf dem Rad verbrachte. Es war eben was dran, daß der neue Auswahltrainer Rüdiger Helm, der selbst einmal dreifacher Olympiasieger und neunmaliger Weltmeister war, von Beginn des Trainingsjahres an soviel Wert auf die richtige Athletikausbildung legte.

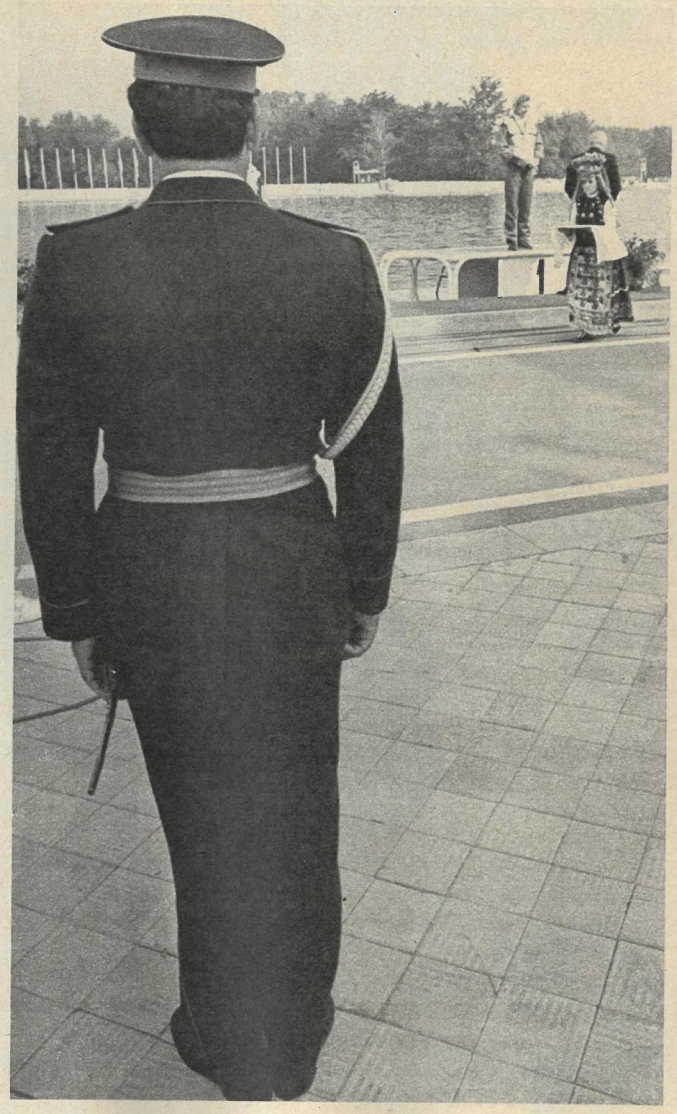
Und während Katrin am Wasser entlang zu den Bootshäusern schlenderte, etwas selbstvergessen und mit einem so eigenartigen Sektprickeln im Kopf, versuchte sie zu begreifen, daß mit einem Mal ein Traum Wirklichkeit geworden war, den sie im Grunde noch gar nicht ausgeträumt hatte. 1988, in ihrem ersten Jahr bei den Senioren, war sie Ersatzfahrerin bei Olympia in Soul, was sie zwar sehr stolz, gleichwohl als Zuschauerin auch ein wenig traurig gemacht hatte. Aber dann, mit ihrem Premierentitel bei den diesjährigen DDR-Meisterschaften in Wusterwitz, begann Katrins Expreßfahrt zur Weltspitze.

Großes Hallo am DDR-Bootshaus, als sie nach der Siegerehrung bei ihren Mannschaftskameraden angelangt war. Küßchen und Umarmungen mit allen, eine Gratulantin jedoch drückte Katrin besonders fest an sich: „Danke, Moni, ohne dich hätte ich's wohl nicht geschafft..." Monika Bunke ist seit Jahren ihre Trainingsgefährtin. Drei Jahre älter, verfügt sie über einen Erfahrungsvorsprung, der ihrer Freundin stets sehr zugute kam. Beide sind ein Gespann, in dem sich mal die eine, mal die andere als „Zugpferd" erweist. „Wir treiben uns gegenseitig voran", sagt Monika Bunke. „Wir helfen uns in allen Lebenslagen, besonders, wenn dem einen mal nicht so ist – und der eine freut sich, wenn's beim anderen so richtig gut läuft."

Als im Vierer die Goldmedaille erkämpft wurde, saßen Katrin und Monika erstmals gemeinsam in einem Auswahlboot. „Ein Riesenerlebnis für uns", sagte die Jüngere.

Bei Katrin Borchert äußern sich Kraft und Ausdauer, die sie im Kajak auszeichnen, auch in ihrem gesamten Wesen. Sie meint, ehrgeizig zu sein und meistens das geschafft zu haben, was sie sich vornahm. Wer ihr begegnet, entdeckt ihr Temperament und freut sich über ihre stete Fröhlichkeit und Aufgeschlossenheit. Jenseits des Ufers ihres sportlichen Metiers bewegt sie sich auf vielen Pfaden. Zu ihren liebsten Freunden gehören Bücher, sie geht regelmäßig ins Kino, in die Disko, interessiert sich für Mode und kleidet sich gern auffällig. Zeit nimmt auch das Studium für Außenwirtschaft an der Berliner Hochschule für Ökonomie in Anspruch. Sportlich wiederum wandelt sie auf den Spuren ihrer Mutter. Die ist Sportlehrerin an der Käthe-Kollwitz-Oberschule in Waren, war früher einmal Leichtathletin und spielt jetzt Volleyball bei der BSG Klink.





Unsere beiden Fotos zeigen zwei Augenblicke, die Katrin Borchert ihr Leben lang nicht vergessen wird: Im Einer-Kajak holte sie sich soeben ihren ersten von drei WM-Titeln auf einen Streich. Ist mit ihr Birgit Schmidts Nachfolgerin auf den Plan getreten? Vielleicht. Die dreifache Olympiasiegerin und 16malige Weltmeisterin ist für Katrin immer noch mehr ein Vorbild denn ein Maßstab des Erfolges. Bewundert hat sie stets an Birgit deren Ehrgeiz und Beständigkeit. Und so gesehen, steht sie ja noch ganz am Anfang.

Der Beschreibung ihres bisherigen Lebensweges fügt Katrin hinzu, daß ihr Trainer es nicht immer leicht mit ihr hat. „Aber auch, wenn es mal Meinungsverschiedenheiten gibt, einigen wir uns am Ende immer", verrät sie. „Mit Kersten Neumann jedenfalls habe ich einen absoluten Mann an meiner Seite!" Der 35jährige strahlt Ruhe aus und führt seinen nun berühmt gewordenen Schützling mit viel Einfühlungsvermögen zu dessen von Jahr zu Jahr wachsenden Anforderungen an sportliche Leistung.

„Katrins Stärke", sagt er, „ist die Athletik. So ist sie heute auf den er-

sten 250 m etwa zwei Sekunden schneller als im Vorjahr.“ Was macht's da also, daß Katrin Borcherts Fahrstil etwas unorthodox anmutet und sich manche Fachleute fragen, wie jemand mit solch unruhigem Oberkörpereinsatz entgegen allen methodischen Erkenntnissen so frappierend schnell vorankommt. Irgendwie komisch, lächelte sie, auf einem Campingstuhl am Bootsschuppen sitzend, in sich hinein, da bist du nun Weltmeisterin und hattest dich anfangs im Boot alles andere als talentiert erwiesen…

Katrins Laufbahn begann nämlich auch auf einer solchen. Schon als Kind gut zu Fuß, war sie Leichtathletin, lief die 100 m in 12,6 s und die 800 m in 2:30 Minuten. Doch zur Enttäuschung der damals Dreizehnjährigen reichte das nicht, um dorthin zu gelangen, wohin sie unbedingt wollte: auf die Kinder- und Jugendsportschule. „Und da eine Freundin von mir Rennkanutin war, sagte ich mir: Versuchst dich halt auch mal auf diesem Weg. Im Trainingszentrum der BSG Post Waren fand ich die ganze Sache irgendwie ganz toll. Mein damaliger Übungsleiter war da ganz anderer Meinung. Als ich fast bei jedem Training drei- bis viermal ins Wasser gefallen war, meinte Herr Offer, so etwas habe er noch nie erlebt. Er empfahl mir, mich doch vielleicht besser bei den Tauchsportlern anzumelden. Doch er sagte das eben nur so, brachte unendliche Geduld mit mir auf und muß irgendwie herausgefunden haben, daß in mir dennoch ein Talent schlummerte…“

Ein norwegischer Disziplin-Kollege namens Einar Rasmussen, bekannt für seine Basteleien, trat bei einer Regatta in Szeged mit einem neuartigen, aufsehenerregenden Paddel an. Der Effekt seines „Propellers“: Die Paddelschaufeln sind etwas in sich gedreht, und da sie im Wasser weniger Schlupf aufweisen, ist mit ihnen mehr Vortrieb zu erreichen, wenn die entsprechende Kraft eingesetzt wird. „Schon vom Gefühl her kam mir dieser ‚Propeller‘ sehr entgegen, und mit Rasmussens Segen fertigten wir in Handarbeit eine Kopie an. Fuhr ich sonst mit einer Schlagzahl von 110, brauchte ich jetzt nur noch 100 und kam noch schneller vorwärts. Es ist, als wenn man mit dem Fahrrad eine größere Übersetzung ‚drauf‘ hat.“

Andres Götze (Text),
Frank Wegner (Fotos)

UMWELT-SCHMUTZ

Ökologie und Umweltschutz – das sind vielgebrauchte, vieldiskutierte Begriffe unseres Lebens. Auch Reizwörter im Alltag. Um ökologische Probleme Europas und der Welt zu beraten, Ideen und Vorschläge zum besseren Schutz der Umwelt auszutauschen, treffen sich in Sofia die Vertreter

Der Mensch braucht zum Leben: die Luft, das Wasser und den Boden, auf dem für ihn die Nahrung wächst. Doch rundum aus der Welt kommen Nachrichten, die über die Veränderung des Zustands der drei „Lebenselemente" Alarmierendes berichten...

Wir alle sind besorgt. Denn wir sehen: Die Atmosphäre wird verschmutzt, die Gewässer erleiden Schaden, die Ozonschicht ist verletzt. Saurer Regen hat bereits große Waldflächen geschädigt, zum Teil schon vernichtet. Viele Pflanzen- und Tierarten sterben aus. Die Qualität der Böden verschlechtert sich. Untersuchungen sagen aus, daß jährlich rund 200 Millionen Tonnen Kohlenstoffoxide, etwa 146 Millionen Tonnen Schwefeldioxide und 53 Millionen Tonnen Stickstoffoxide in die Lufthülle über unserer Erde gelangen. Daher wird die ökologische Situation in der Welt zu Recht als ökologische Gefahr charakterisiert. Denn die Verschmutzung von Luft, Wasser und Boden macht vor keinen Grenzen halt.

Europa ist der Kontinent, wo sich die Industrie am dichtesten konzentriert, die Menschen am engsten beieinander leben, die Öko-Probleme sich massieren. Resultiert daraus die Idee für die Sofioter Konferenz?

Erste Impulse, so meine ich, gaben bereits die Fragestellung zu Ökologie und Umweltschutz in der Schlußakte der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) von 1975 in Helsinki. Eine Reihe von Abkommen, zum Beispiel über grenzüberschreitende Luftverschmutzung, Reduzierung der Schwefelemissionen, Einschränkung der Stickstoffoxidemission, zur Beförderung und Beseitigung von gefährlichen Abfällen und andere wurden seitdem geschlossen. Damit reifte die Zeit für ein solches Treffen heran. Die von Bulgarien während des 3. KSZE-Folgetreffens in Wien unterbreitete Initiative wurde von den KSZE-Staaten angenommen. Sie beschlosssen, dieses bedeutsame Forum, das vom 16. Oktober bis zum 3. November dauern wird, in Sofia abzuhalten. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß das KSZE-Umweltschutztreffen das repräsentativste aller bisherigen sein wird.

Es ist noch gar nicht so lange her – und geschieht zuweilen wohl noch immer –, daß Debatten um Fragen der Ökologie eher konfrontativ als konstruktiv geführt wurden, man lieber mit dem Finger auf andere zeigte, als ihn auf die „eigenen Wunden" zu legen. Woraus schließen Sie auf einen wirkungsvollen Dialog?

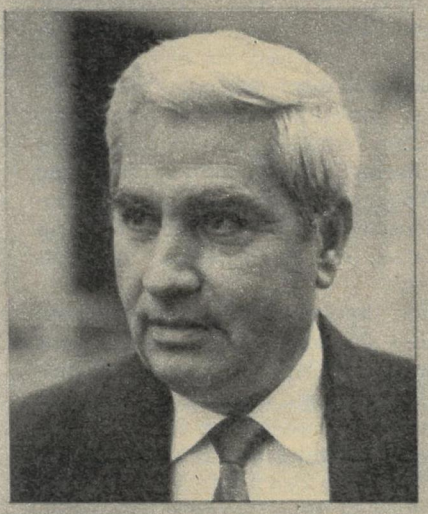
Das wichtigste Ergebnis, das man vom KSZE-Öko-Forum erwartet, werden neue Ideen und Initiativen, neue Vorschläge für effektiveres ökologisches Handeln sein, damit die akuten Konflikte in der Natur, die die Öffentlichkeit beunruhigen, gelöst werden. Alle Menschen leben auf dem gleichen Planeten – und alle Europäer auf dem gleichen Kontinent. Daraus folgt, daß die Interessen sich immer mehr nähern. Noch eines kommt hinzu: Die heutige, stark technologisierte Welt steht vor dem Dilemma: Entwicklung, hoher Standard, soziale und wirtschaftliche Blüte, allseitige Entwicklung der Produktivkräfte, doch um welchen Preis?

Welche Rechnung macht in dieser Hinsicht das Gastgeberland Bulgarien für sich auf?

Der Zustand der Umwelt eines jeden Landes ist untrennbar mit seinem industriellen und ökonomischen Entwicklungsgrad verbunden. Bulgarien stellt dabei keine Ausnahme dar. Rasche Industrialisierung, Entwicklung des Verkehrs, Chemisierung der Landwirtschaft und die breite Urbanisierung in unserem Land – deren positive Auswirkungen sich allen zeigen – sind unweigerlich von gewissen Beeinträchtigungen der Umwelt begleitet. Untersuchungen ergeben, daß 11 Prozent unseres Territoriums einer übernormalen Schadstoffbelastung ausgesetzt ist, regional verteilt nach den Industrieschwerpunkten. Das ökologische Hauptproblem für uns ist die Verschmutzung der Luft durch Wärmekraftwerke, die Metallur-

UMWELT-SCHUTZ

der KSZE-Staaten. Mit Nikolai Djulgerow, dem Vorsitzenden des Komitees für Umweltschutz beim Ministerrat der VR Bulgarien, des Gastgeberlandes der Konferenz, sprach FW-Reporter Helmuth Pelzer. Hauptgegenstand und Hauptinhalt der begonnenen Debatten werden sein ...



Ökologie-Programm bis zum Jahr 2000. Wodurch wurden diese Aktivitäten ausgelöst?

Bulgarien gehört zu den Ländern, die verhältnismäßig früh die nötigen Rechtsnormen für den Schutz der Umwelt geschaffen haben. Unser Umweltschutzgesetz sowie unser Naturschutzgesetz entstanden bereits in den 60er Jahren. Viel wurde seither im Lande getan. Allein zwischen 1976 und 1988 sind beispielsweise über 7700 Umweltschutzanlagen und -objekte in Betrieb genommen worden, darunter mehr als 3000 für abfallfreie und abfallarme Technologien. Im Ergebnis dessen sowie der vorhergegangenen Maßnahmen werden nunmehr rund 60 Prozent des Abwassers gereinigt und etwa 80 Prozent der Luftschadstoffe abgefangen. Es wurden 1,2 Millionen Hektar Boden vor Erosion geschützt, 17 000 Hektar geschädigte Flächen rekultiviert, 160 000 Hektar übersäuerte beziehungsweise versalzene Böden chemisch melioriert sowie bisher 1,7 Millionen Hektar Wald aufgeforstet, was die gute Hälfte unseres heutigen Waldbestandes ausmacht. Dennoch sind wir mit der bestehenden Lage nicht zufrieden...

Zahlen sagen eben nicht alles aus. Würden Sie uns deshalb die Hintergründe bitte noch ein wenig mehr erhellen?

Bis vor wenigen Jahren war bei uns der extensive Entwicklungsweg der Produktivkräfte dominierend. Ihn charakterisiert, daß er sehr material- und sehr energieintensiv ist und dabei zuviel natürliche Ressourcen verbraucht werden. Diese Linie verändern wir: Von der Wiederherstellung der Natur gehen wir zum Schutz der Natur über, zur effektiven, ökonomischen und komplexen Verwertung der Naturressourcen. Die Voraussetzungen dafür schuf der Beschluß des Politbüros des ZK der BKP vom Mai vorigen Jahres „Über die grundlegenden Umgestaltungen des Umweltschutzes und die Durchsetzung einer neuen Ökologiepolitik". Dieses Dokument legt zugleich die Aufgabe fest,

Weiter auf Seite 43

gie, Chemie und andere Werke sowie durch den Fahrzeugverkehr. Über 74 Prozent des Schadstoffausstoßes in die Luft stammt in Bulgarien von der Energiewirtschaft; die nachfolgenden „Ränge" teilen sich Metallurgie, Kraftfahrzeugverkehr und Chemie mit prozentualen Unterschieden. In Städten, die industrielle wie urbane Ballungszentren sind, können sich die Prozentanteile drastisch verschieben. Zum Beispiel in Sofia, wo mehr als die Hälfte der Luftverschmutzung von den Auspuffabgasen „erzeugt" wird und die Belastung durch Stickstoffoxide sowie Schwefeldioxid bis zum Zweifachen die Norm übersteigt. Gegenwärtig stoßen Industriebetriebe und Kraftfahrzeuge in Bulgarien jährlich rund 3,6 Millionen Tonnen verschiedene schädliche Stoffe in die Atmosphäre aus. Hauptanteile davon sind Schwefeldioxid und Stickstoffoxid, die etwa 77 Prozent der Gesamtmenge ausmachen. Rundheraus ist zu sagen, daß das hohe Tempo der demographischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Städte und industriellen Zentren den quantitativen und qualitativen Zuwachs an Umweltschutzmaßnahmen, für die wir während des letzten Jahrzehnts weit über 4 Milliarden Lewa verausgabten, spürbar übertrifft...

In der bulgarischen Presse wird seit kurzem von einer neuen Ökologiepolitik gesprochen, von einem neuen Umweltschutzgesetz ist die Rede, sogar von einem Nationalen

Konflikte mit der Natur – vom Menschen hervorgebracht, nur vom Menschen zu lösen

FREIE WELT — Serie 2

Aus dem Nichts zum Hürdensprint

Von Heinz Birkemeyer

Die Birkemeyers. Heinz (Jahrgang 1922) war vor vier Jahrzehnten unser bester und populärster Sprinter, danach Trainer mit spät erworbenem Sportlehrerdiplom. Gisela (Jahrgang 1931) hieß einmal Köhler, wurde unter diesem und dann unter dem Namen Birkemeyer eine Weltgröße der Leichtathletik. Sie lief als Sprinterin wie als Hürdenläuferin zehn Welt-, dreizehn Europa- und zwei olympische Rekorde. Sie war zweifache olympische Medaillengewinnerin, bei 78 Einsätzen in 22 Länderkämpfen sage und schreibe 64mal Siegerin, 40fache DDR-Meisterin, inklusive Fünfkampf, 47fache DDR-Rekordhalterin und zweimal „DDR-Sportlerin des Jahres". Vom Hürdensprint zunächst keine blasse Ahnung, gelangte das sportlich und seit 32 Jahren auch als Eheleute verbundene Paar vornehmlich in dieser Disziplin zu Weltruf – e r als international hoch im Kurs stehender Trainer, s i e als eine der besten und vielseitigsten Leichtathletinnen ihrer Zeit. Was Heinz Birkemeyer bewog, für FREIE WELT einmal in seinen Erinnerungen zu kramen.

Also Gisela Köhler, meine Neuerwerbung, der ich eine Standpauke halten mußte, weil sie nach Gutdünken mit ihrer Zeit umging und ihr dieses oder jenes nicht paßte, wenn sie mal zum Training kam. Sie ging in sich und tauschte ihre Nonchalance gegen Ehrgeiz und Willen ein, was meine stillen Hoffnungen auf Besserung weit übertraf. Mit einem Mal war Ruhe im Schiff. Bei der Bahneröffnung im Mai '51 lieh sich Gisela bei meiner damals besten Sprinterin deren zweites Paar Spikes aus und „bedankte" sich mit einem überraschenden Sieg über sie. Daß sie dann bei den DDR-Meisterschaften auf beiden Kurzstrecken die Endläufe erreichte, war ein schöner Beweis für ihre enorm gewachsene Willensstärke.

Giselas „Entdeckung" als Kugelstoßerin legte ich zu den Akten, zumal ihre 1,62 m Körpergröße und 60 Kilo Gewicht den physischen Anforderungen für diese Disziplin kaum genügten. Doch ich baute insgeheim auf ihre Vielseitigkeit. Halbwegs gute Sprintleistungen, wertige Weitsprung- und Kugelstoßresultate, ein durchaus verbesserungsfähiger Hochsprung – das alles könnte eine passable Fünfkämpferin ergeben, sagte ich mir.

Aber da war noch der 80-m-Hürdenlauf, der bei Giselas Grundschnelligkeit eigentlich kein Problem sein durfte. Doch wir überschätzten die Sachlage. Als „Geradeausläufer" hatte ich vom Hürdensprint so gut wie keine Ahnung. Auch fehlte es an Lehranweisungen und fachlichen Ratschlägen, denn die Frauenhürden waren 30 Zentimeter niedriger als die der Männer und beanspruchten eine andersgeartete Technik. Auch stellte ich bald fest, daß ich es mit keinem Talent zu tun hatte. Gisela fehlte das notwendige Bewegungsgefühl. Außerdem hat sie es mir auch so schwer gemacht wie keine andere. Ein „schwieriger Fall"...

Wir verkürzten den Anlauf und die Hürdenabstände, doch sie kam und kam nicht durch. S o jedenfalls konnten wir zur Mehrkampf-Meisterschaft nicht antreten. Hinzu kam, daß Gisela anfing zu resignieren, zumal mir gelegentlich der Kragen platzte und ich mit Worten wie „lahme Ente", „Angsthase" oder „Teddybär" um mich schmiß. Aber wie's mit der Pädagogik so ist, solche Redensarten sind kein probates Mittel der Erziehung. Gisela weinte und sagte ohne Umschweife: „Ich laufe keine Hürden und starte nicht in Berlin!"

Darüber nachdenkend, griff ich zu einer Notlüge, beließ die fünf aufgestellten Hürden bei verringerten Abständen, machte Gisela aber weis, daß wir jetzt mit normalen Abständen laufen. „Schaffst du's", spornte ich sie an, „kannst du ruhigen Gewissens nach Berlin fahren!" Sie schaffte es, war glücklich, fand Selbstvertrauen und machte sich auf den Weg nach Berlin. Dort brachte sie in den Fünfkampf eine Hürdenpremiere von 13,1 Sekunden ein. Wenn ich heute daran denke, daß sie neun Jahre später mit 10,5 s alleinige Weltrekordlerin über 80 m war...

Am 2. Dezember 1951 begann Gisela, die erste Seite ihres ersten Trainings-Tagebuchs zu schreiben. Für mich ein Buch der Selbsteinschätzung und der Wahrheit, und alle von mir später trainierten Schützlinge mußten es in der gleichen Form führen. Darin war nicht nur zu registrieren, wie und was man trainiert hatte. Es sollten auch andere Auskünfte gegeben werden – über den Schlaf, die Ernährung, die beruflichen und sonstigen Beschäftigungen, Unwohlsein, Motivationsstörungen und anderes mehr. Immer die Wahrheit sagen, forderte ich von meinen Schützlingen. Das war wichtig für meine Arbeit und mit entscheidend für ein echtes Vertrauensverhältnis zwischen mir und meinen Aktiven.

Obwohl wir, um kein Porzellan zu zerschlagen, mit viel Geduld und Fingerspitzengefühl für das Mögliche zu Werke gingen, disziplinierte sich Gisela zu einer unermüdlichen und leidenschaftlichen Leichtathletin – Eigenschaften, die auch ihr späteres und so ungeheuer intensives sportliches Leben zuallererst auszeichneten. Immer in meiner Nähe, weil sie mir in meiner neuerlichen Eigenschaft als Hauptabteilungsleiter für Sport im Landessportausschuß Thüringen als Sekretärin zugeordnet wurde, verschafften wir uns durch gewissenhafte berufliche Arbeit den Zeitfonds, in der Woche dreizehnmal zu trainieren. Der Tag begann morgens um sieben mit einem Ausdauerlauf im nahen Steigerwald. Der war nicht nur gesundheitsfördernd, sondern er stand auch im Plan, den wir rigoros erfüllten, auch wenn es schneite oder in Strömen regnete. Mit Gisela konnte ich eine meiner wichtigsten Maximen verwirklichen: Nur wer über seinen eigenen Schatten springt, wird Großes leisten!

Dann kam ein Tag, den zu durchleben uns ungeheuer schwerfiel. Im Zuge der Schwerpunktbildung ab 1. Oktober 1952 waren wir vor die Notwendigkeit gestellt, uns von unserem geliebten Erfurt zu verabschieden und nach Jena umzuziehen. Mit meinem Freund Hans Behr sowie vier entwicklungsfähigen Aktiven, darunter Gisela Köhler, versuchte ich, an der Saale hellem Strande heimisch zu werden. Ich wurde es, ohne die schönen Erinnerungen an „mein" Erfurt jemals abgelegt zu haben. Und an meiner Seite immer Gisela. Seit der ersten, so unpersönlichen Begegnung hatten wir uns mittlerweile zusammengerauft, verstanden uns immer besser, lernten voneinander und machten uns auf den Weg zu einer nun schon fast 40 Jahre währenden Gemeinsamkeit. Der Weg später zum Standesamt gehörte ebenfalls dazu. Unsere Silberhochzeit liegt nun schon etliche Jahre zurück. Wir sind Großeltern, und unser Leben ist ausgefüllt wie eh und je. Das Sprichwort, Rentner hätten nie Zeit, stimmt genau.

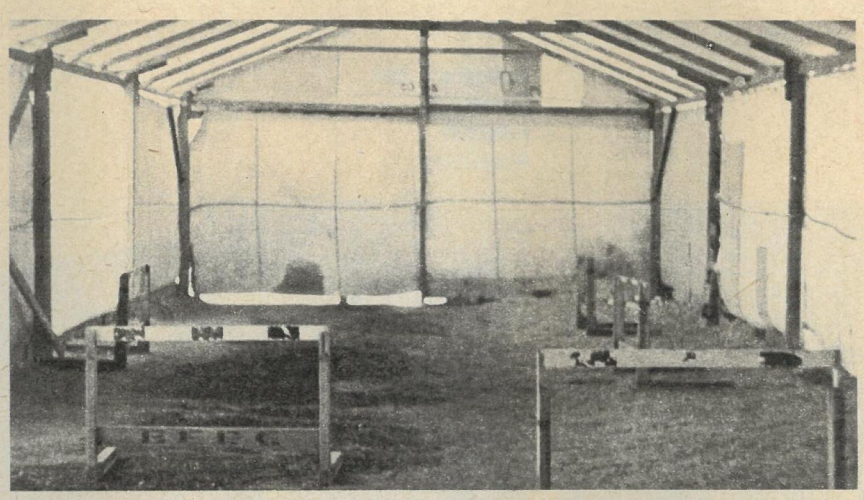
Um aber beim Trainer zu bleiben: In Jena war Gisela nicht mehr mein „Einzelkind". Von nun an befand sie sich mit den damals schnellsten DDR-Hürdensprinterinnen, Siegfriede Weber-Dempe und Gerda Schütt, in bester Gesellschaft. Ohne daß sie es wußte oder es je von mir erfahren hätte: Mit ihrem vorbildlichen Auftreten, ihrer reifen Lebenserfahrung und ihrem Charme inspirierte mich Siegfriede Weber ungemein. 1937 war sie Studentenweltmeisterin und 40jährig lief sie mit 11,7 s persönliche Bestzeit!

Noch heute verehre ich diese Frau, die – 75 Jahre alt – in Weimar mit großem Elan praktische Kenntnisse im Yoga vermittelt. Als sie damals mit Gisela eine 17 Jahre jüngere Trainingsgefährtin begrüßte, machte sie das junge Mädchen aus Erfurt zu ihrer Partnerin und zu ihrer Freundin. Die beiden schenkten sich nichts, wenn sie im Wettkampf standen, aber immer freute sich die eine über den Sieg der anderen. Auch so etwas ist ein Stück Geschichte unseres Sports, und es ist allemal gültig, was über dem Eingang der Leipziger DHfK steht: Keiner siegt ohne den anderen.

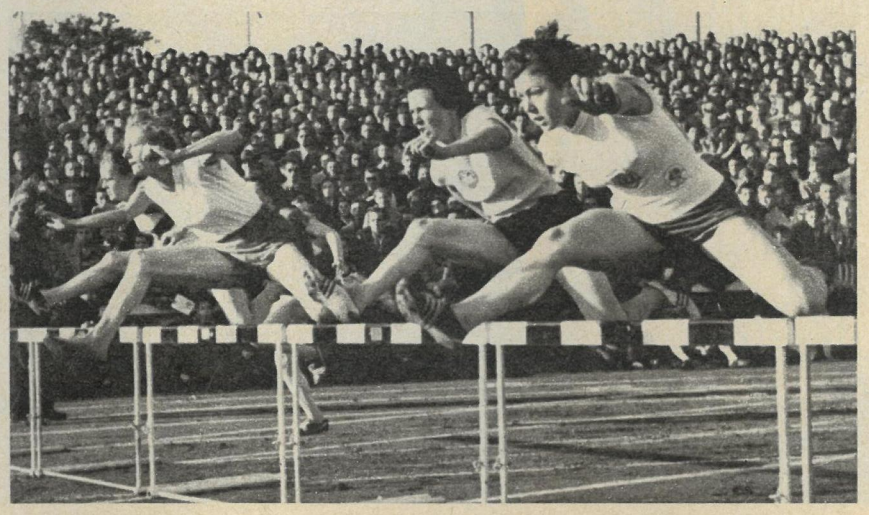
Mit der Berufung nach Jena fand auch meine „Hobby-Tätigkeit" ein Ende. Ich erhielt die offizielle Berufsbezeichnung als Trainer, allerdings ohne den Nachweis einer Ausbildung. Den erwarb ich 1966, schon 44jährig, im externen Diplomsportlehrer-Studium an der DHfK. Meine erste Einladung zur Qualifizierung erhielt ich zwar schon 1952, doch „zur Absicherung der Vorbereitung auf sportliche Höhepunkte", die ab 1954 aller zwei Jahre stattfanden, wurde ich immer wieder „vertagt". So blieb ich vorerst als Praktiker ein Autodidakt, dem in jedem Jahr außergewöhnliche Terminpflichten bevorstanden: Weltfestspiele '53 in Bukarest, Europameisterschaften '54 in Bern, Weltfestspiele '55 in Warschau, Olympia '56 in Melbourne.

Es war nicht alles Gold, was glänzte. Goldes wert aber war, daß sich Gisela schnurstracks auf den Weg zur Weltspitze machte. Sie wurde DDR-Meisterin im Fünfkampf und Hürdensprint, stand mit Annemarie Clausner, Christa Seliger (Stubnick) und Alice Karger in einer 4 × 100-m-Staffel, die gegen die sowjetischen Frauen gewann, lief bei einem Sieg über die bundesdeutsche Olympiavierte Seonbuchner mit 11,5 s DDR-Hürdenrekord, verbesserte sich kurz darauf bei einem Länderkampf gegen Polen auf 11,4, später in Budapest gar auf 11,0 s – so schnell war noch nie eine deutsche Hürdensprinterin!

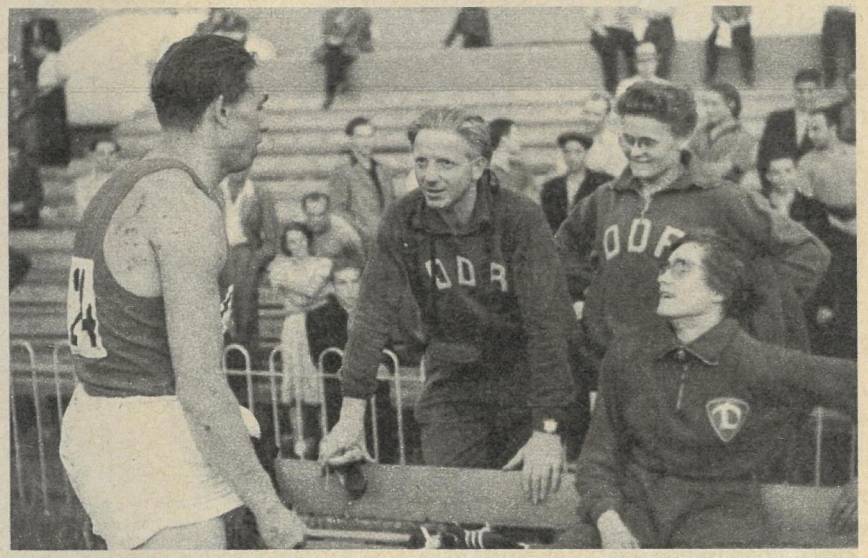
Aber Wortbruch, Hinterlist und Alleinvertretungsanmaßung des westdeutschen Verbandes DLV führte dazu, daß die Europameisterschaften '54 in Bern ohne DDR-



Jena 1954/55. Winterliches Hürdentraining in einem Bierzelt. Heinz Birkemeyer: „Unsere Leidenschaft wärmte uns auf."



Dresden 1954. Gisela Köhler schlägt Blankers-Koen und Seonbuchner. Auf der Tribüne verfolgte Prof. Markow dieses Schauspiel.



Moskau 1955. Schon gute Freunde geworden: 400-m-Europameister Ardaljon Ignatjew und Birkemeyer, Köhler, Stubnick (Seliger).

Beteiligung stattfanden. Mir schwillt noch heute der Kamm, wenn ich an die Intrigen denke, die dazu geführt haben, daß das Fernbleiben von Christa Stubnick, Gisela Köhler, Ulla Donath oder Walter Meier sogar von der internationalen Presse bedauert werden mußte. Von Vergessen kann auch heute, 35 Jahre danach, bei mir keine Rede sein. Der DLV wußte genau, was da mit denen „aus der Ostzone" an sportlicher Leistung auf ihn zukam! Ich will nur darauf verweisen, daß Gisela kurz danach in Dresden bei ihrem Sieg über die legendäre Holländerin Fanny Blankers-Koen mit 11,0 s genauso schnell war wie die Europameisterin Maria Golubnitschaja, deren gemeinsam mit Shirley Strickland gehaltener Weltrekord bei 10,9 s stand und die im gleichen Jahr in Jena von Gisela schon mal bezwungen worden war! Also stellte Gisela bereits zu jener Zeit nicht nur europäische, sondern Weltklasse dar.

Auf der Tribüne an jenem Tag in Elbflorenz saß ein Mann namens Markow. Professor Dmitri Markow aus Moskau. Hochschullehrer, Wissenschaftler, auch schon Nationalmannschaftstrainer – alles in einem. Nicht nur diesmal Gast bei uns, als Konsulent, dem es Riesenspaß machte, gemeinsam mit uns, die wir noch auf der Schulbank des Erfolges saßen, Siegeschancen zu projektieren. Wie ich später herausfand, ein Mann, für den Theorie ohne Praxis ein Ding der Unmöglichkeit war. „Darf ich eine Frage stellen?" wandte er sich in Dresden an seine Begleiter. „Wer ist der Trainer von Gisela Köhler, die soeben die ‚fliegende Hausfrau' Blankers-Koen schlug?" Wenig später trafen wir uns in der Sportschule Greiz, wo eine unvergessene Zeit der Freundschaft begann.

Ich habe diesem aufgeschlossenen, uneigennützigen, ehrlichen, leidenschaftlichen und so bescheidenen Mann nie gestanden, daß er mein Vorbild und so etwas wie mein sportlicher Vater wurde. In seiner Art, mit uns umzugehen, machte er tagtäglich deutlich, wie wichtig es ist, die Meinung des anderen zu hören und darüber nachzudenken. Er ließ nie den Gedanken aufkommen, nur von ihm könne man etwas lernen. Er lernte auch von uns. Und nichts tat er ohne vorherige gründliche Analyse. Mit ihm gemeinsam sah ich mir eine winzige Filmstudie über Giselas Schwungbeinarbeit an der Hürde an. Immer wieder von vorn, bis wir nach einer Stunde herausgefunden hatten, ob diese optimal war oder nicht.

Heute unterhielt er sich mit meinem damaligen Trainerkollegen Prof. Dr. Karl-Heinz Bauersfeld über das Kugelstoßen, Speer- und Diskuswerfen, morgen mit mir über den Hürdensprint – hatte er doch einst die berühmte Maria Golubnitschaja zur Weltspitze geführt. Während unserer Diskussion machte er nie den Eindruck, daß er einem Beruf, einer Arbeit nachging. Alles, was er tat, tat er aus Leidenschaft und Berufung. Bauersfeld hatte schon recht, wenn er einmal kundtat: „Markow erreichte mit wenigen Worten und sparsamen Handgriffen mehr als wir in hundert Referaten... Er besaß die beeindruckende Fähigkeit, Wissenschaft am Mann zu praktizieren. Wenn er mit Athleten trainierte, sah er Fehler nicht an ihren Erscheinungen, sondern an deren Ursachen. Auf das Warum wußte er stets eine Antwort, und immer traf er den Kern der Sache."

Im vorolympischen Jahr 1955 stellte Gisela Rekorde auf, die in keiner Statistik standen. Sie absolvierte ein in der Welt einmaliges Pensum. Von April bis November, als wir eine unvergessene Reise nach China unternahmen, ging sie sage und schreibe 137mal an den Start, dabei in 47 Hürdensprints. Sie verkraftete auch die Reisestrapazen durch alle möglichen europäischen Länder und die starke Konkurrenz, auf die sie immer traf. Es gab keine namhafte Europäerin, gegen die sie nicht gelaufen wäre, und bei den Weltfestspielen in Warschau trat sie auch gegen die ihrer Zeit vorausgeeilte Shirley Strickland-de la Hunty an. Die Australierin gewann den 100-m-Sprint mit neuem Weltrekord von 11,3 s, Gisela steigerte ihre persönliche Bestzeit auf 11,7 s, und mit Bärbel Mayer, Annemarie Clausner und Alice Karger gewann sie die 4 × 100-m-Staffel.

Aber das war längst noch nicht alles. In Budapest erreichte Gisela mit 10,9 s eine Hürdenzeit, die kurz zuvor noch Weltrekord war. Und sie führte meine Jenaer Staffel mit zuerst 47,4, dann 46,9 s zu Zeiten, wie sie vorher von einer Klubstaffel weltweit noch nie gelaufen worden waren. Von den DDR-Meisterschaften kam Gisela mit sechs Goldmedaillen nach Hause: 100 m, 200 m, 80 m Hürden, Fünfkampf, 4 × 100 und 4 × 200 m. Beim Länderkampf gegen Polen gewann sie bei fünf Einsätzen viermal, im Weitsprung belegte sie als „Aushilfskraft" den dritten Platz, was mehr im Gespräch war als die ganze Siegerei. Wir gewannen damals mit 61:45 Punkten, und ich habe später einmal darüber nachgedacht, daß wir o h n e Gisela vermutlich 52:54 verloren hätten...

Gegen Jahresende waren wir dann in China zu Gast, feierten dort sogar Weihnachten. Genau die richtige Zeit zur Vorbereitung auf Olympia '56 in Melbourne, denn die Leichtathletik bei den dortigen Spielen sollte von Ende November bis Anfang Dezember dauern – mitten im australischen Sommer. In Peking, Kanton und Schanghai sammelten wir eine Menge wichtiger Erfahrungen. Wir mußten uns den veränderten Tages- und Nachtzeitrhythmen anpassen, bemühten uns um sportliche Hochform zu ungewohnter Jahreszeit und bekamen einen Vorgeschmack auf das, was uns im fernen Australien erwartete. Der vierwöchige China-Aufenthalt war eine herrliche Zeit. Die Befürchtung, daß uns der Mangel an ebenbürtiger Konkurrenz bei Wettkämpfen eine unkorrekte Aussage über unseren Trainingszustand geben könnte, kam eigentlich nie auf. Wir genossen China in vollen Zügen und schworen uns, unseren Gastgebern bei deren zu erwartendem Gegenbesuch in puncto Herzlichkeit nicht nachzustehen.

Und dann wieder Umzug. Wir heimisch gewordenen Jenaer aus Erfurt wurden nun Berliner. Ich bekam den Auftrag, als Trainerrats-Vorsitzender die weiteren Olympiavorbereitungen zu leiten und beim SC Dynamo mit den Sprinterinnen Christa Seliger-Stubnick, Gisela Köhler und Bärbel Mayer vor allem auch eine Staffel zu formieren, die in der Lage war, in Melbourne zu starten. Christa hatte sich im Jahr '55 als eine der weltbesten Sprinterinnen hervorgetan, und an ihrer Seite Gisela, die überdies auch als Hürdenläuferin zur internationalen „Creme der Gesellschaft" gehörte.

Im nächsten Heft:

(Sprint-)Quartett in Dur und Moll

Fotos: Archiv (2), privat.

Inis Hörig,
Karl-Marx-Stadt,
Fotozirkel
Haus des Lehrers

Wolfgang Kubak,
Merseburg,
Fotoclub
Merseburg

Lutz Naumann,
Neuhaus
am Rennsteig,
Fotoclub mikron

HEUTE
UND
HIER

WIR

Unter dem Motto „Subjektiv durchs Objektiv“ startete die Redaktion die große FREIE-WELT-Fotoaktion in Heft 12/1989. Uns erreichten 156 Einsendungen von Fotoclubs mit etwa 3000 Farb- und Schwarzweißaufnahmen, die eindrucksvoll den Alltag unserer Republik zeigen. Im letzten Heft druckten wir auf 24 Seiten Bilder aus unserem Leben. In dieser und den nächsten Ausgaben setzen wir die Foto-Folge auf den Mittelseiten fort.

Die Preisträger unseres Wettbewerbs der Fotoclubs veröffentlichen wir im Heft 26.

Nahtstellen

Andreas Mroß,
Eberswalde-Finow,
Fotozirkel
Walzwerk Finow

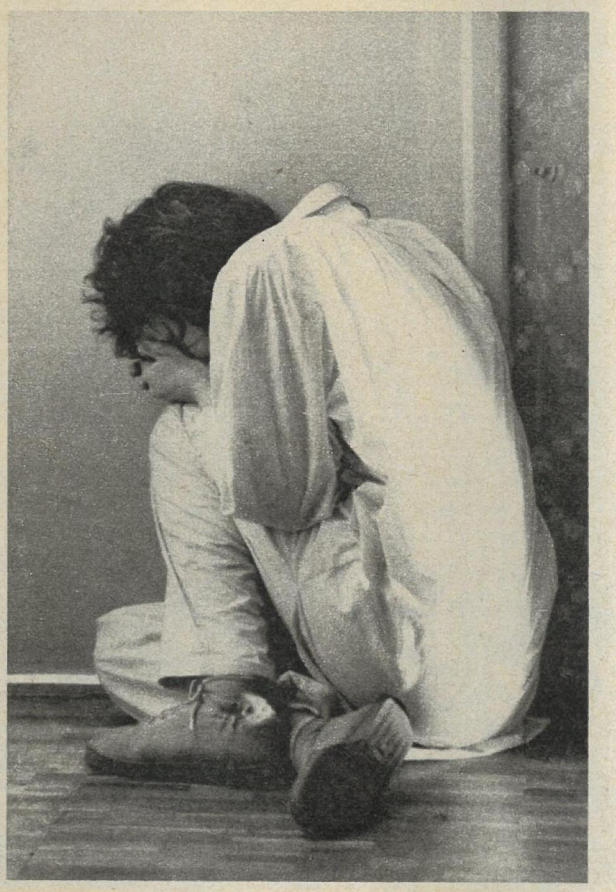
Die Ohrfeige

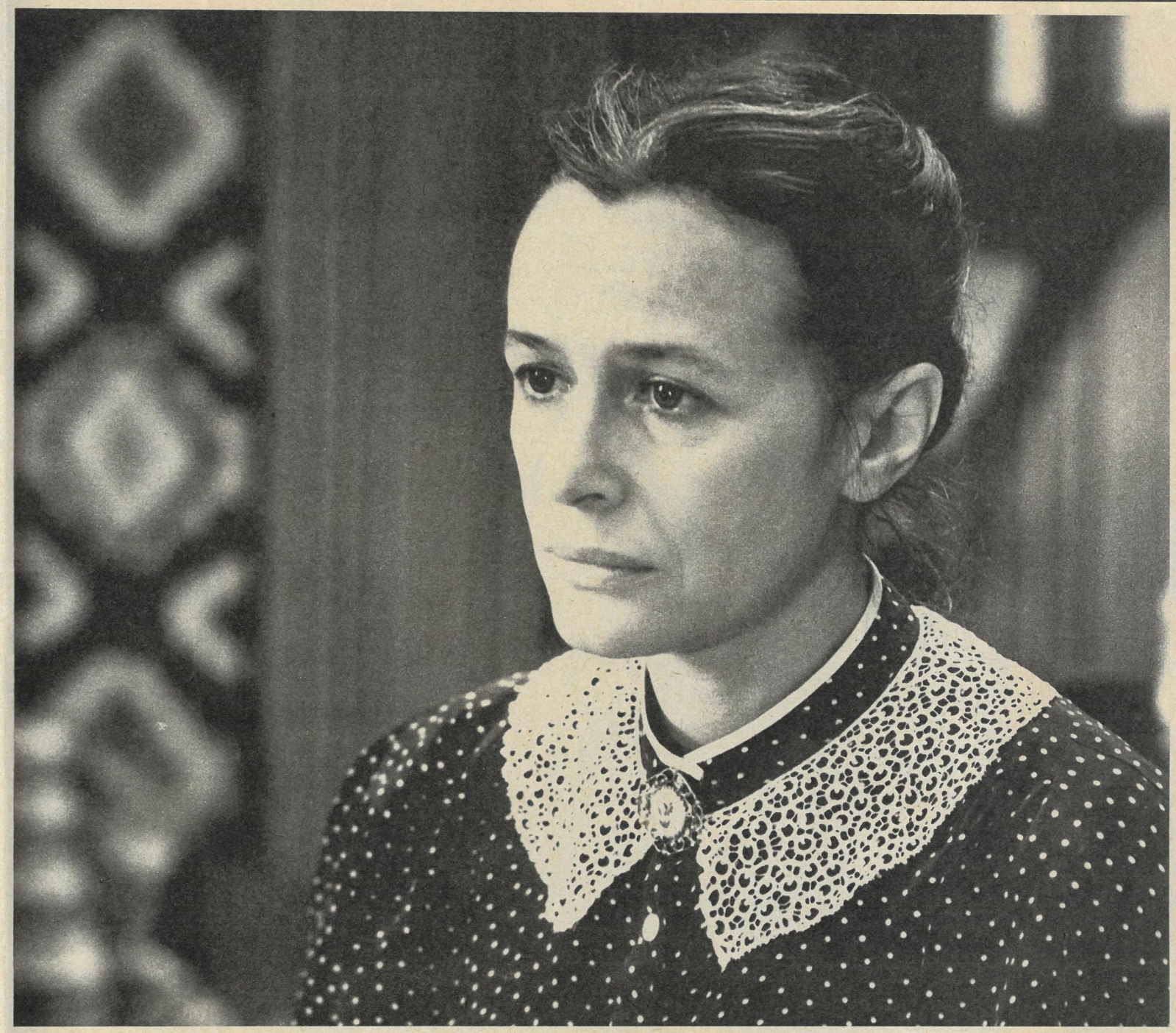
Es beginnt fast banal. Ein Mädchen und drei Jungen – am Morgen haben sie ihre Matheabschlußarbeit hinter sich gebracht – ziehen mit Rosen, Sekt und Kristallgläsern der begehrten böhmischen Marke Flora los, um ihrer Lehrerin zum Geburtstag zu gratulieren. Die ist ob des unerwarteten Besuchs erstaunt, verwirrt und private Aufmerksamkeit nicht gewöhnt. Sie lebt allein mit ihrer gehbehinderten Mutter in enger Neubauwohnung, die Mutter liegt jetzt im Krankenhaus, sie hat Sorgen und – den eigenen Ehrentag ganz vergessen. Um so gerührter machen Jelena Sergejewna die Freundlichkeiten ihrer vier Schüler. Schnell improvisiert sie die kleine Festtafel, zieht ihr bestes Kleid mit dem altmodischen Spitzenkragen an, legt ihren Lieblingswalzer auf den Plattenteller. Etwas an dieser Harmonie scheint nicht zu stimmen. „Sie sind keine Frau, Sie sind ein kariertes Heft!" Der Satz knallt wie eine Ohrfeige. Damit beginnt die Demontage der Illusion, die Beunruhigung, die Herausforderung nachzudenken: über das Miteinander der Generationen, über Ideal und Wirklichkeit, über Würde, Werte, Menschlichkeit, den Verlust daran durch Karrierismus, Heuchelei.

„Liebe Jelena Sergejewna", jüngster Film des Regisseurs Eldar Rjasanow („Bahnhof für zwei") nach dem 1968 geschriebenen Theaterstück „Erpressung" von Ljudmila Rasumowskaja, will – extremer zugespitzt als Tendrjakow es in seiner „Nacht nach der Abschlußfeier" tat – auf Probleme der sogenannten schwierigen Jugend aufmerksam machen. Wolodja, Vitja, Pascha und das Mädchen Ljalja können ihre Lehrerin überhaupt nicht leiden. Ihre Maxime von Verantwortung, ehrlicher Arbeit, Leistung, „die Zeit wird von Menschen gemacht", Quatsch! Wie dieser Geburtstagsrummel. Die vier wollen nichts weiter als den von ihr verwahrten Schlüssel zum Safe, in dem die Mathematikarbeiten liegen. Pascha und Vitja haben weiße Blätter abgegeben, die sie nun mit den richtigen Lösungen auszutauschen gedenken, weil sie fürs Studium bessere Noten brauchen. Ljalja ist aus Freundschaft mitgekommen, Wolodja ist der Wortführer. Intelligent, glatt, zynisch. Berechnend setzt er „sein Experiment" in Szene. Will Macht über Mitschüler und Lehrerin ausprobieren.

Erst heischen sie um Mitleid, Nachsicht, Hilfe. Der Begriff ist bei Wolodja zu „Eine-Hand-wäscht-die-andere" verkommen, sein Tauschangebot widerwärtig. Weil Worte Jelena Sergejewna nicht weich machen, verwüsten sie die Wohnung, gebrauchen physische Gewalt, und verstört sieht die Lehrerin, wie sich die Charaktere

Moskauer Rendezvous „An den reinen Teichen": FW sprach mit Marina Nejolowa, der Jelena in Rjasanows vieldiskutiertem Film.





Die Nacht nach der Geburtstagsfeier: „Schlüssel her!“ schreit Vitja (Fjodor Dunajewski), Wolodja (Andrej Tichomirow) bleibt im Hintergrund (oben links). Erschüttert verfolgt die Lehrerin (Marina Nejolowa) die Demaskierung ihrer Schüler (daneben). Das „Experiment“ beginnt (unten), und Ljalja (Natalja Schtschukina) ist verzweifelt (unten links).

demaskieren, für die auch sie verantwortlich war. Die schreckliche Nacht endet tragisch…

Rjasanow erfühlt mit psychologischem Gespür die feinen Nuancen seiner Figuren, differenziert ihre Verhaltensweisen, auch die der Ungeheuer. Wenn die Kumpanei im Laufe der Handlung zerbricht, dämmert Ljalja, Vitja und Pascha die Erkenntnis, von einem „Macher“ mißbraucht zu sein, wachsen Zweifel, kommt Reue. Zu spät?

In der Titelrolle Marina Nejolowa. Ein Gesicht, das man nicht vergißt. Wie eine Lebenslandschaft. Es macht Freude, Schmerz, Hilflosigkeit und Zorn, Kraft, aber auch die Kleinlichkeit dieser Frau nachempfindbar, die den Konflikt ihres Daseins ausfechten muß. Im Moskauer „Sowremennik-Theater“, wo sie seit Jahren zu den Namhaften, wie sie überhaupt zu den besten Bühnenschauspielerinnen gehört, lernte ich sie kürzlich kennen. Während der Probenpause setzten wir uns auf eine Parkbank. Sie ist anziehend, sich ihrer Ausstrahlung bewußt, eine gebürtige Leningraderin, auch dort ausgebildet. Bereits während des Studiums bekam sie Film- und Theaterrollen. Letztere, sagte sie, liebt sie mehr. Im Kino werde man schneller populär, aber auch leichter verschlissen. Sie lacht selbst über den von ihr bemühten Allgemeinplatz. Spielte sie doch in vielen Filmen, ihre Alla in Georgi Danelias „Herbstmarathon“ ist auch hierzulande noch manchem in Erinnerung. Die Jelena wollte sie nicht spielen, sie mochte die Lehrerin nicht. Reminiszenz an die eigene Schulzeit… „Probeweise bin ich dann doch in die Figur hineingekrochen und entdeckte verschüttete Schätze. Da wußte ich, daß ich diese Rolle spielen muß! Mich reizten auch meine Partner, bis auf einen sind es Laien, Schüler einer 10. Klasse. Ich sage Ihnen, die kannten keine Komplexe!“

Inzwischen bekam auch Peter Meißner sein Titelbild in den Kasten. Klingt wie im Film: Wir hatten uns „An den reinen Teichen“ getroffen.

Ursula Weil

Fotos: Peter Meißner, Sovexportfilm

Ihr Tübke

Ein Brief und seine Bewandtnis. Der Stoff für eine Story. Die Nähmaschine auf dem Schlachtberg. Vom Anteil eines Sattlermeisters am größten Gemälde der Welt.

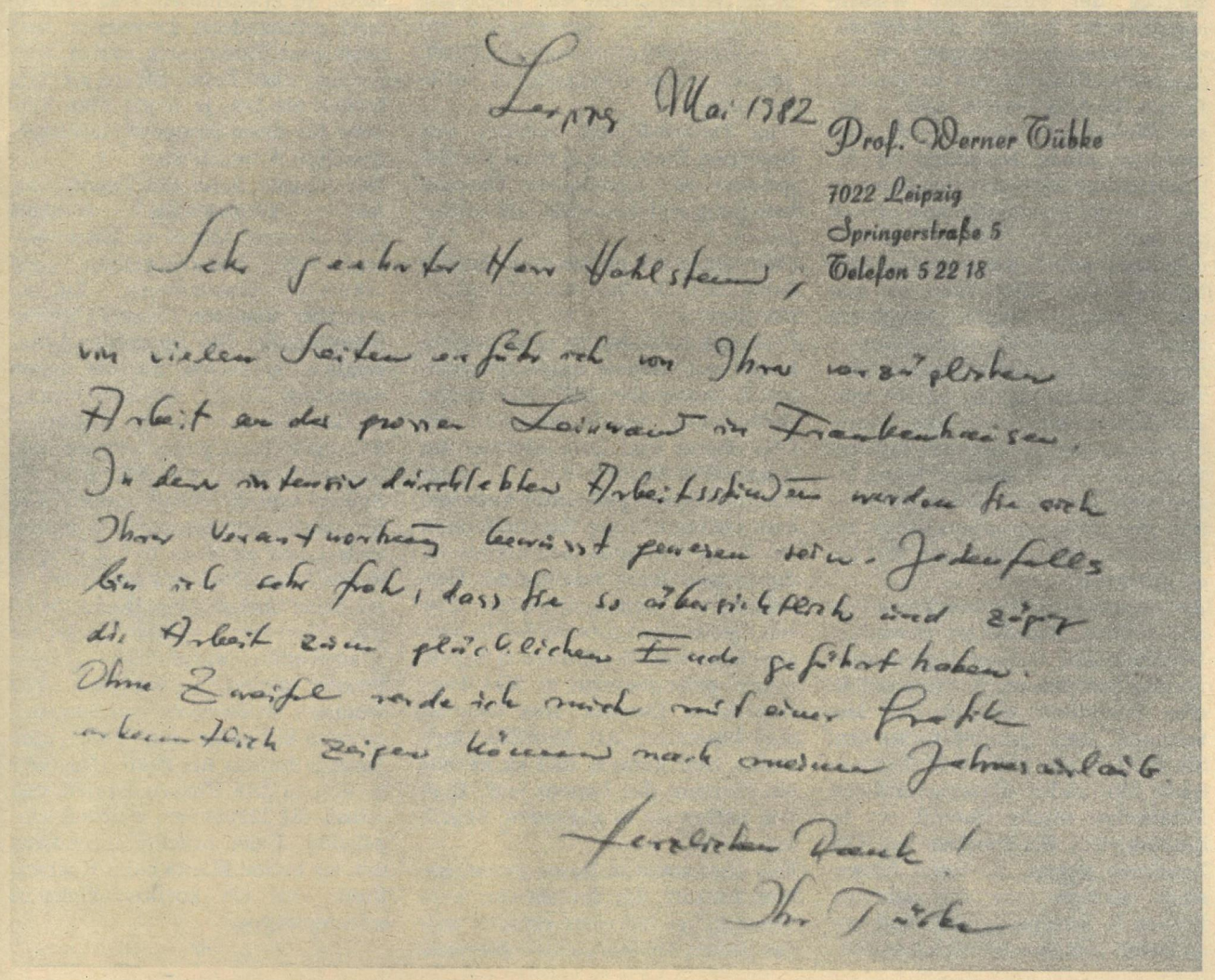
Nun kann man es in Frankenhausen betrachten, zu beschreiben ist es nicht, Werner Tübkes Monumentalbild „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland", zum Geburtstag Thomas Müntzers eingeweiht, zum Gedenken an seine Zeit gemalt.

Ein „Welttheater". Dreitausend Figuren. Visionen, Geschehnisse, Farben und Formen, der Anblick überwältigt, weckt Andacht wie Neugier. „So soll es sein", sagt Tübke, „ich will die Lust am Bild!" Wir stehen mit ihm im Rundsaal vor der Leinwand ohne Anfang und Ende, „selbst ich", bekennt er, „sehe nicht mehr die Stelle der einzigen Naht." Eine Naht?

Das heute freundliche Städtchen Frankenhausen verdankt der Sole seinen Ruhm als Bad, jährlich kuren an die siebentausend Leute. Etwa elftausend sind hier zu Hause und produzieren unter anderem Knöpfe, achtzig Prozent des hiesigen Bedarfs liefert der volkseigene Betrieb Format. Fünfzig private Gewerbe florieren. Familienbetrieb

Erinnerung unter Glas: Professor Werner Tübke vor Palette, Pinseln und Farben für sein Panorama „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland".

Leidenschaft fürs Tüfteln: Günther Hohlstamm erinnert sich seiner Nächte mit der Naht.



Leipzig, Mai 1982

Prof. Werner Tübke
7022 Leipzig
Springerstraße 5
Telefon 5 22 18

Sehr geehrter Herr Hohlstamm,

von vielen Seiten erfahre ich von Ihrer vorzüglichen Arbeit an der großen Leinwand in Frankenhausen. In den intensiv durchlebten Arbeitsstunden werden Sie auch Ihrer Verantwortung bewußt gewesen sein. Jedenfalls bin ich sehr froh, daß Sie so übersichtlich und zügig die Arbeit zum glücklichen Ende geführt haben. Ohne Zweifel werde ich mich mit einer Grafik erkenntlich zeigen können nach meinem Jahresurlaub.

Herzlichen Dank!

Ihr Tübke

Gehütetes Geschäftspapier: Hochachtung vor vorzüglicher Arbeit an der großen Leinwand von Frankenhausen.

mit Tradition seit 1926 ist die Autosattlerei Günther Hohlstamms, spezialisiert auf Lastwagenplanen und die Innenausstattung von Personenautos. Sonderaufträge, meint der Meister, dessen Mittagspause wir plötzlich beendet haben, gibt es schon mal öfter. Aber der damals war außergewöhnlich, und von nirgendwoher gab's Erfahrungen zu verwerten. Was man ihm da angetragen hatte, begriff er erst angesichts der 150 Meter langen, 16,40 Meter breiten, 550 Kilo schweren Leinwand, die von einem Spezialbetrieb im russischen Sursk in einem Stück gewebt war. Tuch anderthalb Zentimeter dick. Das also sollte er zusammennähen, damit ein Rund draus würde fürs größte Gemälde der Welt, Stoff für eine Geschichte! Es trafen sich der Maler und der Sattler, der eine vertraute dem anderen. Und Günther Hohlstamm erinnert sich seiner schlaflosen Nächte, der Tabellen und Berechnungen, der Versuche an drei Metern Leinwand, die er tagelang mit Wasser und Wärme behandelte, um ihr Verhalten zu testen. Sie sollte später spezielle Grundierung und zwei Tonnen Ölfarbe aushalten, durfte danach keine Falten schlagen. Drei Zentimeter pro Meter mußt du zugeben, fand er heraus bei der Tüftelei. Auch für die Aufhängung an den oberen und unteren Stahlrohren suchte er eine Lösung, mit Haken und Ösen war da nichts zu machen. Also Schlitze an der Oberkante schneiden und 576 Metallschellen einarbeiten. Qualitätskriterium: Sein Werk mußte unsichtbar sein!

Im April 1982 zogen Günther Hohlstamm, zwei Gesellen und die Nähmaschinen auf den Schlachtberg um. Die heiße Phase begann, höchste Präzision vonnöten beim Verstärken, Kleben und vierfachen Nähen der Ober- und Unterkante der Leinwand, 1180 Meter mit der Maschine, 265 Meter per Hand. Das Schwierigste war damit noch nicht getan, die Naht, von der alles abhing. 1450 Zentimeter, fadengerade gefordert, die kleinste Abweichung beim Zusammenfügen der zwei Breitseiten von katastrophalen Folgen für das künftige Kunstwerk. „Was ich geschwitzt habe, ganz allein verantwortlich…" Tübke nannte es ein phantastisches Meisterstück, als die nun runde und richtig leicht nach innen sich wölbende Wand am endgültigen Platz hing. „Professor", sagte der Sattler, da er das Seine getan hatte, „malen müssen Sie nun an vier gegenüberliegenden Stellen gleichzeitig, wegen der Spannung im Stoff." Tübke tat's.

Er hat Günther Hohlstamm mit herzlichen Worten in einem Brief und mit einer signierten Grafik gedankt, sollte da nicht auch die Stadt ihren Meister loben?, fällt mir am Ende ein.

Ursula Weil (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

Das besondere

Daniil Granin

In diesen Tagen erscheint im Verlag Volk und Welt Daniil Granins Roman „Sie nannten ihn Ur", der seit seinem Erscheinen in der Sowjetunion lebhafte Diskussionen auslöste. Der Autor befragt den außergewöhnlichen Lebensweg des Genetikers Nikolai Timofejew-Ressowski, der sich mit seinem unbedingten Forscherdrang in die Weltspitze der Naturwissenschaften einbrachte und dessen intensive Persönlichkeit in seiner Umgebung nachhaltigen Eindruck hinterließ. Als junger Wissenschaftler ohne Titel gelangte er 1925 auf Empfehlung seines hochgeschätzten Lehrers Nikolai Kolzow nach Berlin-Buch, um verantwortlich an einem deutsch-sowjetischen Forschungsprojekt zu arbeiten. Er findet ideale Voraussetzungen, sein Talent voll zu entfalten. Während Timofejew-Ressowski mit aufsehenerregenden Ergebnissen immer tiefer in die elementaren Geheimnisse des Lebens eindringt, werden in seiner Heimat Genetiker bald verleumdet und verfolgt. Obwohl ihm die Barbarei des aufkommenden Faschismus zuwider ist, scheint eine Rückkehr unmöglich. Er bleibt in Deutschland, arbeitet weiter als sowjetischer Staatsbürger in der scheinbaren Abgeschiedenheit seines Labors und wird, nach der Befreiung in die Sowjetunion zurückgekehrt, die Konsequenzen dieser Entscheidung tragen. Daniil Granin weicht den politischen, ethischen, moralischen Fragen dieses Lebens nicht aus, ohne bei aller Parteinahme endgültige Antworten zu liefern. Der Leser wird sich an Hand des Buches, das wir mit Auszügen und den als Nachwort beigefügten Erinnerungen des angesehenen DDR-Genetikers Professor Hans Stubbe erneut empfehlen wollen, selbst diesem bizarren Vertreter einer aussterbenden Rasse, dem „Ur", nähern können.

Während seiner Besuche von Bohrs Kolloquien in Kopenhagen zog er Physiker zu sich herüber, die sich mit Problemen der Biologie beschäftigten und von Niels Bohr trennen wollten, um ihr eigenes internationales Biokolloquium zu gründen.

Vorher aber, Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre, kam die Erleuchtung.

„Zusammen mit Max Delbrück und später mit Paul Dirac erkannte ich, daß überall, wo sich elementare Lebewesen vermehren, sie neben sich neue, ihnen gleichende bilden, eine Verdopplung der Moleküle, eine Replikation stattfindet. Eine der Haupterscheinungsformen des Lebens besteht nicht darin, daß das Lebendige an Masse zunimmt, sondern darin, daß sich die Zahl elementarer Wesen vermehrt. Ein elementares Lebewesen bildet ein sich ähnliches, stößt es von sich ab und läßt so ein neues Individuum entstehen."

Geld für das Kolloquium verschafften sie sich beim Rockefellerfonds. Sie waren vierzehn insgesamt – alles Sterne erster Größe. Der Genetiker Delbrück, der Zytologe Kaspersson; die Biologen Baur, Stubbe, Efrussi, Darlington; die Physiker Heisenberg, Jordan, Dirac, Bernal, Lie, Auger, Jarren, Aston. Man traf sich außerhalb der Saison in einem eleganten Badeort, wenn die Zimmer billig waren.

In allen Seminaren, Kolloquien, auf allen Treffen, in all seinen Referaten bezog er sich auf die Arbeiten von Kolzow, Tschetwerikow, Wernadski und anderer Russen. Hatte sich Thomas Huxley den Namen „Darwins Bulldogge" verdient, so konnte man Koljuscha „Bulldogge der Russen" nennen. Daß sich der Beitrag der russischen Wissenschaftler zur Biologie im Weltmaßstab abzuzeichnen begann, ist in macherlei Hinsicht ihm zu danken. Dieser Beitrag erwies sich – für den Westen unerwartet – als groß und vor allem fruchtbar: er erbrachte eine Menge neuer Ideen.

Die jungen Wissenschaftler, die er gewann, waren schon damals durchaus keine weltfremden Stubengelehrten. Man kann sie mit den heutigen jungen Physikern und Kybernetikern vergleichen – Sporttauchern, Bergsteigern, Tänzern, Schürzenjägern, Lyrik- und Buddhismusexperten. Nur waren es damals wenige und ihre Lebensweise und ihr Charakter kaum jemandem bekannt. Dabei verstanden sie lustig zu leben, ohne im geringsten um ihren guten Ruf besorgt zu sein.

Auf diesen Biokolloquien kamen sie auf die Idee, Isolinien zu entwerfen. Weißkopf und Gamow legten sogenannte Isokalen an, Kurven weiblicher Schönheit, ähnlich den Isothermen, den Temperaturkurven. Sie trugen sie auf einer Europakarte ein. Jeder wissenschaftliche Mitarbeiter mußte überall, wo er hinkam, den Schönheiten am Ort Zensuren geben. Es sollte festgestellt werden, wie die schönen Frauen in Europa verteilt sind, wo es mehr und wo es weniger gibt. Die Angaben wurden überall gesammelt. Rosetti schickte sie aus Italien, Chadwick aus England, Auger aus Frankreich. Die Beobachtungen wurden größtenteils auf der Straße angestellt. Die Frauen, die man sah, wurden mit den Noten eins bis fünf bewertet. Der Beobachter promenierte mit Freunden zusammen, die ihm beim Zählen halfen und für Objektivität sorgten. Eine Zwei erhielten Frauen, auf die der Beobachter seine Freunde aufmerksam machte; eine Eins Frauen, auf die er die Freunde **nicht** aufmerksam machte; eine Drei bekamen Frauen, die ihnen Aufmerksamkeit schenkten. So wurden Angaben über, sagen wir, tausend Frauen gesammelt, statistisch ausgewertet und als Isokalen aufgezeichnet. Die meisten Schönheiten kamen auf Dalmatien, Serbien, in Italien auf Bologna, die Toscana. In Mitteleuropa gab es keine besonderen Spitzenwerte. Bei Rosetti hing eine große Karte, auf der die Isokalen aus mehrjährigen intensiven Beobachtungen eingetragen waren.

Das Bucher Kolloquium wurde bald auch aus anderen Städten besucht. Deshalb mußte man es auf Sonnabend verlegen. Die Abteilung vergrößerte sich auf achtzig Mitarbeiter, für die damalige europäische Wissenschaft ein Riesenunternehmen. Die Kooperation mit Physikern besaß Anziehungskraft, weil sie etwas grundsätzlich Neues darstellte.

Max Delbrück, ein Schüler von Bohr und Born, Enkel eines der Begründer der organischen Chemie, war jung, selbstbewußt und unverfroren.

„Wir haben ihn ebenso unverfroren behandelt. Das hat ihn schnell ernüchtert!"

Delbrück hatte bei Bohr in Kopenhagen mit Gamow zusammengearbeitet, kehrte aber 1932 nach Berlin zurück und wurde Assistent bei Otto Hahn und Lise Meitner im Kaiser-Wilhelm-Institut. Sein Hauptinteresse galt unter anderem dem Geheimnis der Beschaffenheit des Gens. Um diese Zeit konnte Ur durch genetische Analyse der Drosophila ein Gen nachweisen, dessen Größe der eines Moleküls vergleichbar war. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte man in Wawilows Institut in Moskau. Das Gen ist eine besondere Art Molekül, doch stellte sich heraus, daß es bereits ein Element des Lebens war. Endlich hatten sie es gefunden, begriffen.

Das alles stand in ihrem gemeinsamen Aufsatz, der damals aber kein sonderliches Interesse erregte, weil der Boden für ihn nicht vorbereitet war. Er erschien etwas zu früh. Eine Entdeckung muß zur rechten Zeit kommen, sonst gerät sie in Vergessenheit. Ein klein wenig Vorsprung muß sie haben, aber eben nur wenig, wie beim Schießen auf ein bewegliches Ziel. Erst als sich Schrödinger in seinem aufsehenerregenden Buch „Was ist Leben" auf diesen Aufsatz bezog, wurde Urs Entdeckung zur Sensation.

Biologie, Genetik und Radiationsgenetik waren in allen europäischen Ländern und den USA, in Labors in England, Frankreich, Schweden, Deutschland, Rußland und Italien auf dem Vormarsch, doch der Frontabschnitt in Buch lag deutlich vorn. Wie kam das? Worin bestand die Überlegenheit dieses Russen? Darin, daß er nicht nur vital begabt war, sondern auch Menschen um sich zu scharen verstand, nicht für sich allein arbeitete, nicht von Laboranten und Gehilfen, sondern von Mitstreitern und Mitdenkern umgeben war. Er war kein einsamer Jäger in einem Reservat, sondern ein Jagdherr, der seine Leute hatte, seine Begabung verband sich mit den Begabungen anderer hervorragender und origineller Wissenschaftler. Er verstand es wie kein anderer, selbst die Zurückhaltendsten zu begeistern, zu entflammen. Das in Rußland entstandene Dros-so-or war auch seine Entdeckung, und er, Koljuscha, jetzt Timo, führte sie ein, behielt sie bei, ja hegte eine Vorliebe für diese lärmende, fröhliche, gesellige Arbeitsform.

Der jüngste Sohn der Timofejews, Andrej Nikolajewitsch, erinnert sich: „Unsere Möbel zu Hause waren ein Sammelsurium: ein schwarz gestrichener Eichenschrank, daneben Vaters kleiner Schreibtisch. Die Einrichtung war ärmlich, ärmlicher als bei jedem deutschen Bürger. Ich kam einmal zu dem Gärtner in die Wohnung, der uns in Buch gegenüber wohnte. Ich weiß noch, wie ich über die Spiegel und die Sessel staunte. Dafür hatten wir sonnabends immer viele Leute zu Besuch. Oft ging es in die Pilze. Dazu stiftete Vater sie an. Viele blieben über Nacht. In allen Zimmern wurden hölzerne Klappbetten aufgestellt. Unsere Fenster gingen in den Park. Wir wohnten im Parterre. Am Sonntagmorgen kletterten viele gleich zum Fenster hinaus ins Freie. Das war so üblich. Die Russen kamen von selbst, die Deutschen wurden eingeladen. Jeder brachte irgendwas mit, sie halfen Mama beim Kochen. Vater und ich kochten Ochsenschwanzsuppe."

☆

Element des Lebens

1938 hält er in der Jahresversammlung der genetischen Gesellschaft den Vortrag „Genetik und Evolution unter zoologischem Aspekt". Er veröffentlicht das Buch „Experimentelle Untersuchung des Evolutionsprozesses" sowie zwei Arbeiten über Vögel. Dazu erscheint in Italien das Buch „Populationsgenetik". Buch, das klingt für uns solide, für ihn aber bedeutete es das Gegenteil, wie wir uns erinnern: Ein Buch, schreibt er, weil ihm noch manches unklar ist, das macht umständliche Erläuterungen nötig. Wenn dagegen alles klar wird und sich zum überschaubaren Bild abrundet, schreibt er eine kurze Abhandlung darüber, was vollauf genügt.

Der Zweite Weltkrieg unterbricht nach und nach die Verbindungen zu den Wissenschaftlern auf dem europäischen Kontinent, in England und Amerika. Eines Tages stellt sich heraus, daß man nicht mehr aus Deutschland heraus kann, die Grenzen geschlossen sind. Die Tür ist zugeklappt.

Erstmals bricht der Nazismus in Form der Judenverfolgung in die Bucher Abgeschiedenheit ein. Wissenschaftler jüdischer Abstammung werden entlassen, einer nach dem anderen verschwindet. Danach beginnt die Suche nach verkappten Juden, man forscht und schnüffelt nach Halb-, Viertel- und Achteljuden. Eine Atmosphäre von Angst, Denunziantentum und Erpressung herrscht.

Der Rassismus enthüllte sein Wesen. Nie hatte Ur an den Deutschen diesen fanatischen Nationalismus bemerkt. Die Beschäftigung mit der Wissenschaft erzieht zur internationalen Brüderlichkeit der Wissenschaftler. Biologie, Mathematik, Physik, jede Naturwissenschaft ist indifferent gegenüber der Nationalität. Die Gesetze der Genetik, der Evolution gelten für jedes Leben. Fische, Maiglöckchen und Stare kennen keine Staatsgrenzen. Auf ihren internationalen Zusammenkünften – Symposien, Kolloquien – interessierte die Wissenschaftler nie das Glaubensbekenntnis der Kollegen, geschweige denn ihre nationale Abstammung. Was tat es, ob einer Jude war oder nicht, wieviel jüdisches Blut in ihm floß – wichtig waren seine Begabung und Gewissenhaftigkeit, seine Fähigkeit, eine Aufgabe zu lösen, die Wahrheit zu finden. Antisemitismus war Ur als echtem russischem Intellektuellen zuwider. Er war ihm genauso verhaßt wie Schwarzhunderterreaktion* und Pfaffentum, diese stinkenden, verfaulten Stützen des russischen Absolutismus. Deshalb beteiligte er sich bereitwillig an einer von deutschen Wissenschaftlern ins Leben gerufenen geheimen Aktion. Von wem die Idee stammte, weiß man nicht. Es handelte sich darum, daß eine Reihe von Institutionen berechtigt waren, jüdische Wissenschaftler und Spezialisten, die bei ihnen arbeiteten, zu behalten. Dafür waren Sachverständigengutachten über die Unabkömmlichkeit der Betreffenden beizubringen. Ebendas gedachte man auszunutzen. Wenn eine Anfrage nach der Qualifikation des Wissenschaftlers X. kam, wurde aus Buch mitgeteilt, der Kollege X. verdiene wegen der und der guten Arbeiten Interesse; was indes seine Arbeiten auf dem angesprochenen Gebiet betreffe, so könne sie der Kollege Y. einschätzen. Nun erging ein Schreiben an Y. Der reichte es zur Konsultation an Z. weiter. So kam ein umständlicher, hochwissenschaftlicher Schriftwechsel ins Rollen, wobei als Konsultanten und Sachverständige halbjüdische und partiell jüdische Wissenschaftler hinzugezogen wurden, die man auf diese Weise in die Kategorie der unabkömmlichen Spezialisten erhob. Letztendlich bescheinigte eine stattliche Zahl von Gutachten und Rezensionen dem Kollegen X. und zugleich etlichen anderen nichtarischen Wissenschaftlern eine hohe Qualifikation. Das komplizierte System funktionierte über längere Zeit, deckte und rettete so manchen.

Deutsch von Erich Ahrndt

* Schwarzhunderter: reaktionäre, chauvinistische Organisation zur Bekämpfung der revolutionären Bewegung (1905–1917)

Erinnerungen

an Nikolai Wladimirowitsch Timofejew-Ressowski

Ich lernte ihn im Jahre 1929 kennen, als er mich im Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg zum ersten Mal besuchte. Er war mit dem bekannten Hirnforscher Oskar Vogt – ich glaube im Jahre 1925 – aus der Sowjetunion nach Berlin-Buch gekommen und leitete in diesem Institut die genetische Abteilung. Er arbeitete damals vornehmlich auf dem Gebiet der Strahlengenetik mit der Taufliege Drosophila melanogaster und hatte wohl gehört, daß ich auf dem gleichen Gebiet mit höheren Pflanzen tätig war. Seinem Besuch in Müncheberg schloß sich bald mein Gegenbesuch in Berlin-Buch an, und aus dieser ersten Bekanntschaft, die mit längeren Diskussionen über unsere Arbeitsgebiete verknüpft war, ergab sich eine immer engere Verbindung, die im Laufe der Jahre zu einer guten und zuverlässigen Freundschaft wurde. Bei meinen häufigen Besuchen in Buch lernte ich die Ergebnisse seiner Arbeit bald gründlich kennen. Er konnte mit seinem Versuchsobjekt, der Taufliege, sehr bald ganz eindeutige lineare Beziehungen zwischen Strahlendosis und Mutationsrate feststellen, ein Ergebnis, aus dem nicht nur Erkenntnisse über die Struktur der Erbanlagen abgeleitet werden konnten (vor der Entdekkung der DNA). Die Tatsache der Veränderung der Erbanlagen durch kurzwellige Strahlen war für die praktische Röntgenologie von großer Bedeutung, denn es gab keine untere Grenze der genetischen Strahlenwirkung. Dies war eine Erkenntnis, die allen Rötgenologen zunächst große Schwierigkeiten bereitete, wie ich selbst auf dem Röntgenologenkongreß 1929 in Berlin erfahren konnte und die ganz eindeutige Schutzmaßnahmen für Patienten und Bedienungspersonal erforderlich machten.

Sehr bald gehörte Timofejew zu den führenden Genetikern in Deutschland. Seine Untersuchungen und sein großes Mutantenmaterial, in verschiedener Richtung bearbeitet, führte zu neuen Begriffsbildungen in der Genetik, wie z. B. Spezifität, Penetranz und Expressivität der Erbanlagen.

Später arbeitete Timofejew mit Physikern zusammen und mit dem künftigen Nobelpreisträger Max Delbrück, von seinem Mitarbeiter K. G. Zimmer wurde die Treffertheorie der Strahlenwirkung weiterentwickelt und eindeutige Schätzungen der Struktur und Größe der Gene durchgeführt.

Ein besonderes Arbeitsgebiet von Timofejew war die Evolutions- und Populationsgenetik, und er hat auch auf diesem Gebiet wichtige Erkenntnisse gemeinsam mit Fachkollegen gewonnen und neue Begriffe, wie den der Mikroevolution, geprägt.

Zu Beginn der 30er Jahre trafen wir uns ziemlich regelmäßig in seiner Abteilung oder in seiner Wohnung zu genetischen Gesprächen und kleinen genetischen Kolloquien, bei denen über neue Ergebnisse von Fachkollegen berichtet wurde. In den Diskussionen verstand er es, falls erforderlich, den vortragenden Kollegen mit Liebenswürdigkeit auf diese oder jene unklare Formulierung hinzuweisen. Aber er konnte auch unduldsam und bissig werden, wenn er erfuhr, daß es Kollegen gab, deren Arbeiten er für überflüssig und damit ganz uninteressant hielt.

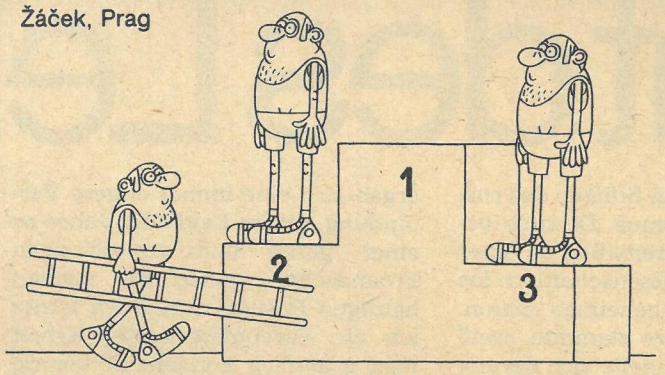
Ich habe internationale Kongresse mit ihm gemeinsam besucht, wie den Röntgenologiekongreß in der Schweiz, in Zürich und St. Moritz, und die wissenschaftliche Woche in Frankfurt/Main 1934. Wissenschaftliche Höhepunkte in den 30er Jahren waren auch kleine Tagungen eines ausgewählten Kreises in Spaa in Belgien und in Klampenborg bei Kopenhagen. Wir hatten viele Freunde und Kollegen in allen Ländern der Welt. Einige Monate vor Beginn des Krieges arbeitete der amerikanische Genetiker und Nobelpreisträger H. J. Muller in Buch, und wir hatten viele Gespräche miteinander. Ich sah Timofejew auf dem Genetiker-Kongreß in Moskau 1978 das letzte Mal.

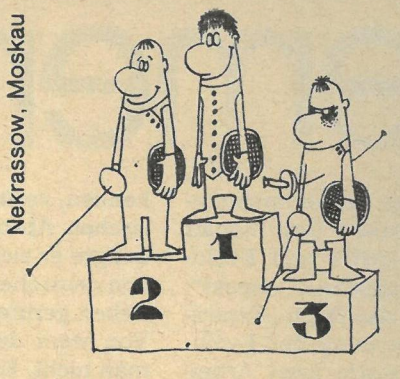
Er strahlte eine unglaubliche Vitalität aus, die uns alle in seinen Bann zog. Er war umfassend gebildet, nicht nur im Bereich der Naturwissenschaften, sondern auch im Bereich der Literatur, der Kultur- und Kunstgeschichte. Selbst in den Jahren der Haft nach seiner Rückkehr in die Sowjetunion, half er seinen Zellengenossen, alle Bedrängnis, Qualen und Einschränkungen des Lebens, Hunger und Not zu überstehen. Sein Wille zum Leben war nicht gebrochen, obwohl seine Gesundheit gelitten hatte. Er war uns allen ein Vorbild an Lebenskraft und Leidensfähigkeit.

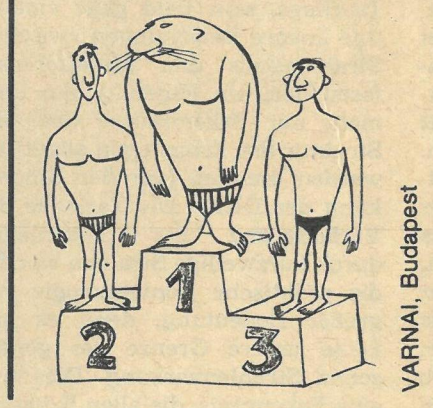
Ich will die große Gastfreundschaft von ihm und seiner Frau Jelena nicht vergessen. Nach unseren wissenschaftlichen Gesprächen wurden wir regelmäßig in seine Wohnung im Torhaus eingeladen und dort trotz der Lebensmittelknappheit im Kriege bewirtet. Seine Söhne, die das französische Gymnasium besuchten, lernte ich zunächst nur als Knaben kennen. In den letzten Jahren des Krieges übersiedelte ich nach Wien und war nur selten in Berlin, wodurch unsere Zusammenkünfte seltener wurden. Ich erfuhr erst später, daß sein ältester Sohn Foma an der Widerstandsbewegung aktiv beteiligt war, sicher beeinflußt vom Geist, der in seinem Elternhaus herrschte. Auch von seiner Verhaftung und Ermordung in einem Konzentrationslager wußte ich lange Zeit nichts. Timofejew und seine Frau standen dem Naziregime eindeutig ablehnend gegenüber. Wir haben im Torhaus viele kritische Gespräche geführt, er war zu keinem Kompromiß bereit. Als der Krieg sich dem Ende näherte, wurde ihm von Freunden der Vorschlag gemacht, sich nach dem Westen abzusetzen. Er entschied sich, in Buch zu bleiben und nahm die Folgen auf sich.

Hans Stubbe
Zingst, Januar 1988

Die Guten verdienen den Neid nicht. Epikur







Jordan Raditschkow

Bloß keinen Streit mit Drachentieren!

Eines Nachts ging in der Gemeinde ein fürchterliches Getöse um, Rufe waren herauszuhören wie „Bleib ja stehn!", „Wirst du wohl!" und solcher ernstgemeinten Anrufe mehr. Dann erschien der Drache auf der Straße, drei Brüder hingen ihm am Halse – flinke Jungs, wirklich sehr geschickt, sie hatten den Drachen auf frischer Tat ertappt, als er ihnen den goldenen Apfel wegstehlen wollte.

„Rück den Apfel raus, Drache!" rief der erste der Brüder mit Zorn.

„Ich denk nicht dran", sagte der Drache zu ihm.

„Und ob du ihn rausrückst, das wär ja gelacht!" sagte der zweite Bruder.

„Ich denk nicht dran", sträubte sich der Drache.

„Rück ihn raus, bißchen dalli, sonst kannst du was erleben!" drohte der dritte.

Die drei Brüder durchquerten mit ihrem Drachen das Dorf, gerieten aufs freie Feld und verloren sich bald in der Ferne. Mehrere Tage hielt sich das Gerücht, sie seien schon bis zu den Bergen gelangt, und der Drache wollte den Apfel immer noch nicht rausrücken. Jetzt meinten die einen, die Brüder würden den Apfel zu guter Letzt schon noch bekommen, während die anderen wiederum nicht daran glaubten, denn wo hatte man schon gehört: daß der Drache vom Apfel läßt!

Der Drache wie auch die drei Brüder wurden lange nicht mehr gesehen, der Sommer ging vorbei, der Herbst stand vor der Tür, es fiel ein dicker Reif, und dann schneite es schon. Kurz nach dem ersten Schnee tauchten die drei Brüder mit dem Drachen wieder im Dorfe auf.

„Los jetzt, rück den Apfel raus, Drache!" sprach der erste der Brüder.

„Ich denk nicht dran", antwortete ihm der Drache.

„Klar rückst du ihn raus, das werden wir ja sehen!" sprach der zweite Bruder.

„Nein, ich denk nicht dran", der Drache blieb störrisch.

„Rückst du ihn endlich raus, oder sollen wir dir Beine machen?" drohte der dritte.

Ich stellte die Jungen zur Rede. „Na, wie sieht's aus, Freunde", fragte ich sie, „ist wohl kein Zuckerlecken, so ein Drachenkampf?"

Darauf der älteste der Brüder: „Ich kann dir sagen! Den Mund haben wir uns fusselig geredet, jetzt hat's geschneit, und die Ohren sind uns noch abgefroren."

„Völlig ab", bestätigten das die beiden anderen Brüder.

„Recht so!" sagte der Drache.

„Halt du dich da raus, gib lieber den Apfel her!" sprach zu ihm der Älteste.

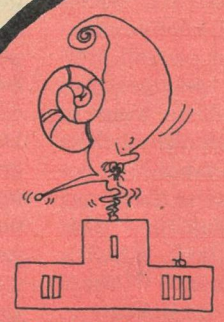
„Ach, ich denk ja nicht dran", entgegnete der Drache.

Doch auch die Brüder ließen nicht locker, banden den Drachen vor ihrem Hause an, und immer wenn einer von ihnen an dem Untier vorüberging, fragte er nach, ob es vielleicht endlich den Apfel rausrücken wollte – aber es wollte nicht.

Späterhin ließen sich die Brüder auf gar kein Gespräch mit dem Drachen mehr ein, sie verharrten kurz, schauten ihm fragend in die Augen – und ernteten bloß noch ein „Pff!".

Aus: Dem Herrgott vom Wagen gefallen", Verlag Philipp Reclam

Wohl aber gehört Takt dazu, etwas zu können und es nicht immerfort zu zeigen. Curt Goetz

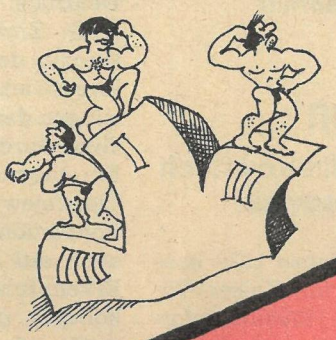


Preis-Stufe I-Schneck von Burgstett

Der prahlerische Fünfkämpfer

Ein Fünfkämpfer, der wegen seiner Schlappheit bei seinen Mitbürgern immer nur Schimpf und Schande erntete, reiste einmal ins Ausland. Als er nach einiger Zeit zurückkehrte, hielt er prahlerische Reden; er habe, so erzählte er, in vielen Städten große Taten vollbracht und besonders in Rhodos einen Sprung gemacht, wie ihn noch kein Olympionike vollführt habe. Als Zeugen dafür, sagte er, werde er die Leute aufbringen, welche dabeigewesen seien, und zwar dann, wenn sie einmal hierherkämen. Da fiel ihm einer der Anwesenden ins Wort und sagte: „Aber, lieber Freund, wenn das, was du erzähltest, wahr ist, dann bedarfst du keiner Zeugen; denn hier ist Rhodos, und hier kannst du springen."

Äsop



In trauter Dreisamkeit:
Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

Drei kleine Stachelschweine
Drei kleine Stachelschweine
rannten wer-weiß-wie-sehr
vermöge ihrer Stachelbeine
immer hintereinander her,
vorn das erste, hinten das dritte,
Nummer 2 jedoch in der Mitte.

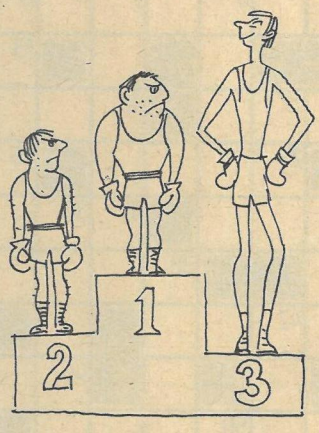
Schließlich ward ihnen der Spaß zu dumm:
sie kehrten kurz entschlossen um
und rannten zurück mit Schweinesschnelle.
Jetzt war Nummer 3 an erster Stelle,
die 1 hingegen markierte die 3.
Mitte blieb nach wie vor Nummer 2.

Menschen geht's ähnlich den obigen Tieren.
Die Mittelmäßigkeit hat nichts zu riskieren.

Hans Reimann

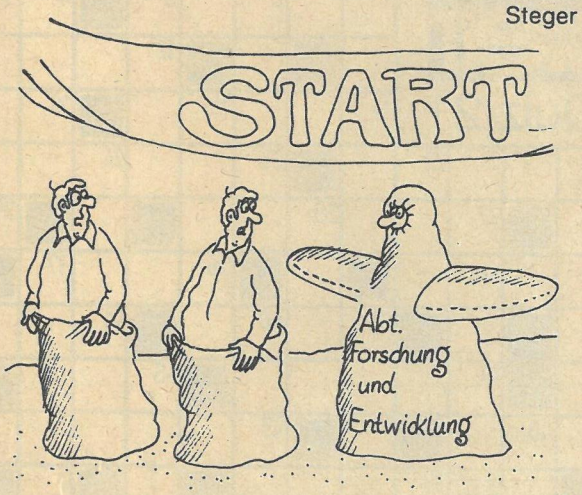
Autorität ... ist überall begründet, wo Meisterschaft ist. J. W. v. Goethe

Es geht nicht, daß man mit dem Rücken zuerst die Treppe hinaufstürmt.

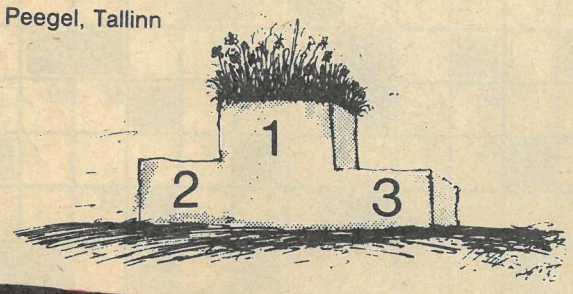


Tscherepanow, Moskau

Steger

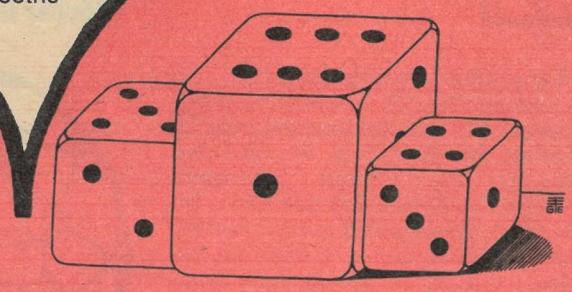


Peegel, Tallinn



Ein edles Beispiel macht die schweren Taten leicht.
Goethe

Berühmtheiten
Eines Tages saßen die berühmten Regisseure Fritz Kortner, Gustav Gründgens und Jürgen Fehling bei einem Glas Wein beisammen. Im Laufe des Abends meinte Kortner tiefsinnig: „Hier sitzen wir nun, und jeder von uns glaubt von sich, er sei der beste Regisseur. Nur unser Freund Fehling macht eine Ausnahme. Der glaubt von uns, daß wir es auch von ihm glauben!"



Georgiev, Sofia

Treppauf, treppab
Sein Ehrgeiz war so groß, daß er durchaus mit seiner Ehre geizte, wenn der Erfolg es erforderte.

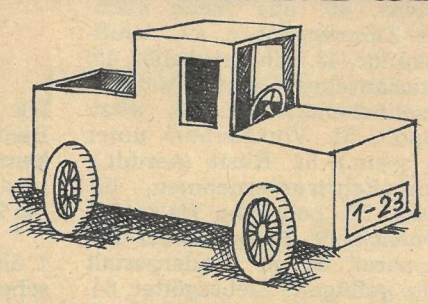
Schütt

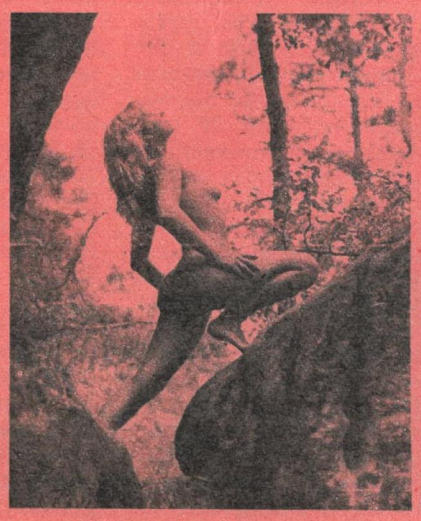
Wer sich aus Eitelkeit und Prahlsucht auf zu vielen Gebieten auszeichnen will, ist immer neidisch.

Bacon

Entdeckungs-Freuden
Als ich sie am Morgen weckte
und den dritten Fleck entdeckte,
schrak sie auf, bedeckte sich:
Geh, mein Lieber, schäme dich!

Und ich ging und schämte mich.
Doch nach einer Weile schlich
ich neuerlich zu ihrem Bett:
Du bist heute gar nicht nett!





Simmrow

Doch mich mit Verachtung strafend,
stellte weiter sie sich schlafend.
Und voll Unschuld wies sie mir
Leberfleckchen Nummer vier.

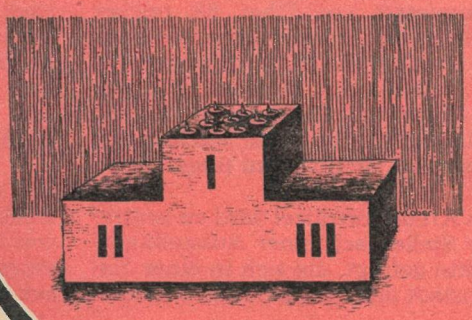
Wo sich dies Indiz befand,
sagt gewiß euch der Verstand.
An dieser Stelle runden sich
zwei hübsche Hälften auch für mich.

G. W. Heyse

Wochenspruch

Das leicht Errungene, das widert mir.

Goethe



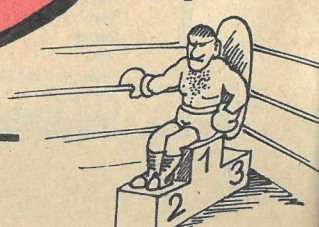
Fans
Begeisterung ist wie ein Turnen von innen.

Peter Altenberg

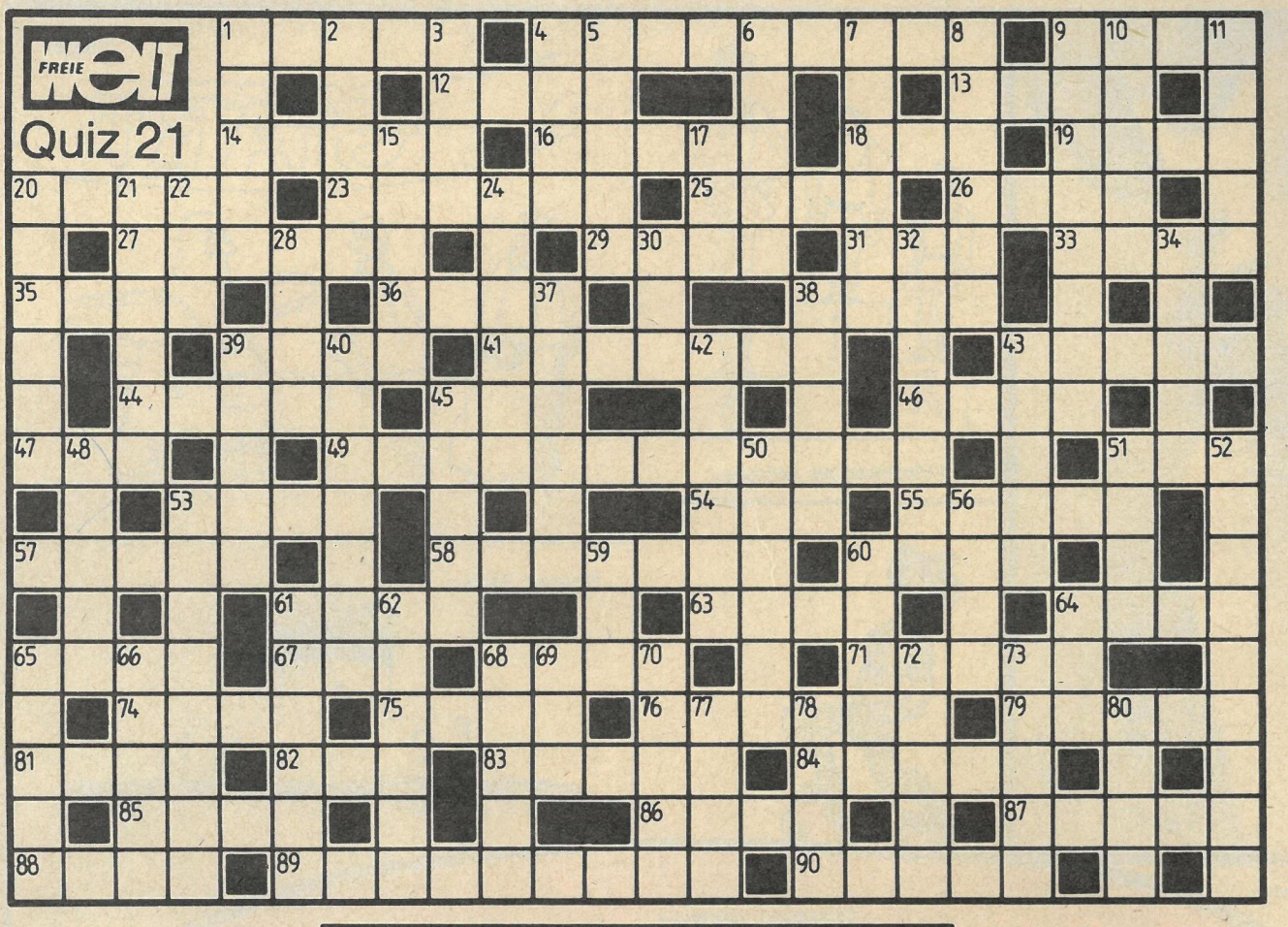
Bewunderung ist ein Zeichen von Schwäche, wenn sie zu leichtfertig gezollt wird.

Honoré de Balzac

Pechvögel belegen einen dritten Platz — auch wenn nur zwei gestartet sind. H.-D. Schütt



Die Hauptsache ist, Belohnung zu verdienen, nicht sie zu erhalten. Nikolai Karamsin



27	3	54	75		23	17	45	65	70	39	90

Dieses Gebäude und die dort gezeigten Exponate dürften vielen Menschen – entweder aus eigenem Erleben oder durch Berichte von Presse und Fernsehen – bekannt sein. Weniger bekannt sein wird dagegen der Wissenschaftler, er lebte von 1881 bis 1956, der diese Bildungs- und Forschungseinrichtung begründet hat. Deshalb suchen wir ihn mit unserem heutigen Quiz (Vor- und Familienname).

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 21 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 8. November 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 24/1989.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

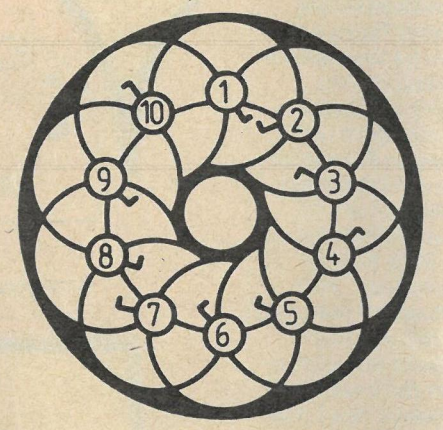
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Anlage zum Bauen und Ausbessern von Schiffen, 4. Hafenstadt und Schiffsbauort der DDR, 9. Dorf der Südostbantuvölker und der Hottentotten, 12. dickfleischiges afrikanisches Liliengewächs, 13. Schulsaal, 14. Turnerabteilung, 16. Eiterableiter aus Operationswunden, 18. alte Einheit der Arbeit, 19. bayrisches Künstlerbrüderpaar, das Meisterwerke der barocken Sakralkunst schuf, 20. ausgebauter Anker- und Anlegeplatz für Schiffe, 23. Pfahlbündel im Hafenbecken (Kurzw.), 25. gesetzliches Zahlungsmittel, 26. Getreideart, Futterpflanze, 27. Ort mehrdeutiger göttlicher Weissagungen (griech. Mythol.), 29. Nebenfluß der Donau (Österreich/BRD), 31. Nebenfluß der Wolga, 33. legendärer brasilianischer Fußballspieler, 35. Titelgestalt bei Ibsen, 36. Parasit an Säugetieren, 38. Gestalt aus dem Singspiel „Abu Hassan“, 39. Öffnung im Schiffsdeck, 41. Garten- und Balkonblume, Pelargonie, 43. Sternbild der Äquatorialzone, 44. Schallplattenmarke der DDR, 45. alter türkischer Titel, 46. Gestalt aus der Komödie „Der Revisor“, 47. alte lettische Währungseinheit, 49. Ausstellungsgebäude und Forschungsstätte in 4. waagerecht, 51. Währungseinheit in Bulgarien, 53. Gestalt aus der Operette „Madame Pompadour“, 54. arabisches Tamburin, 55. Gestalt aus der Oper „Die sizilianische Vesper“, 57. Burgen und Dämme bauendes Nagetier, 58. DDR-Zeitschrift für Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus, 60. eine der Kleinen Sundainseln, 61. kleine Deichschleuse, 63. Längsverband des Unterwasserteils von Schiffen, 64. deutscher Kunstschriftsteller (gest. 1890), 65. gemaltes Kunstwerk, 67. Küstenfluß in Spanien, 68. in die offene See gebaute Hafenschutzanlage, 71. schwere Talje (seem.), 74. höchste Göttin (griech. Mythol.), 75. Haupt der Asen (nord. Mythol.), 76. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 79. Ostseebad der DDR, 81. Titelgestalt bei Shakespeare, 82. Handlung, 83. Haut (Med.), 84. vieläugiger Riese (griech. Sage), 85. Gestalt aus der Dramentrilogie „Wallenstein“, 86. im Altertum heiliger Stier der Ägypter, 87. DDR-Schauspieler und Regisseur (geb. 1930), 88. vergletschertes Gebirge in Kirgisien, 89. Hafenstadt in der Lettischen Sozialistischen Sowjetrepublik, Partnerstadt von 4. waagerecht, 90. verankertes Seezeichen.

Senkrecht: 1. Hafenstadt in Bulgarien, 2. Schiffsliegeplatz vor dem Hafen, 3. alte chinesische Münze und Masseeinheit, 4. ausgestochenes Rasenstück, 5. Stadt in Mittelitalien, 6. regelmäßig eine Route befahrendes Schiff, 7. Insel der DDR und Polens, 8. Frauenname, 9. Hafenstadt in der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik, 10. biologischer Ordnungsbegriff, 11. Lichtspender, 15. Absonderung der Leber, 17. Ausstellungsgelände in Erfurt, 20. Kauf und Verkauf von Waren, 21. Gestalt, genormte Größe, 22. Nebenfluß des Arno, 24. Muskel, Gegenstück zum Strecker, 28. kannenähnliches Gefäß, 30. Badeort in Belgien, 32. bis zum Bräunen erhitzter Zucker, 34. Inhaltslosigkeit, 37. Wassersportart, 38. deutscher Maler (gest. 1799), Zeichenlehrer Goethes, 39. Einheit des Volumens, 40. aus Asien stammende Zimmerpflanze, 42. Schifffahrtskunde, 43. Schiffszubehör, 45. südostasiatisches Genußmittel, 48. Abwesenheitsnachweis, 50. witziger Spott, 51. Vorratsraum unter Deck (seem.), 52. Küste (norddt.), 53. Schiffahrtsunternehmen, 56. Modestil, 59. polnische Halbinsel, 60. Lebensjahre, 61. Gestell für den Fotoapparat, 62. in Kindergestalt gemalte geflügelte Liebesgötter, 64. Rufname einer Titelfigur bei E. Strittmatter, 65. Gestalt aus dem Roman „Spur der Steine“, 66. Hauptstadt von Tibet, 68. reicher König von Phrygien (griech. Sage), 69. engl.: Eins, 70. Schiffstagereise, 72. chemisches Element, Edelgas, 73. Siegerin, Gewinnerin, 77. Ölpflanze, 78. Haut des wachsenden Geweihs, 80. Seil, Tau (seem.).

Im Kreuzworträtsel wird an zentraler Stelle nach einer Ausstellungsstätte gefragt, die sich in einer Hafenstadt unserer Republik befindet.

Wörter in Kreisen



Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen im jeweils gekennzeichneten Feld und verlaufen in der angegebenen Richtung um die Zahl:

1. ältere Schreibung für die chinesische Provinz Hubei, 2. Begeisterung ausdrückender Ausruf, 3. Lebensjahre, 4. dämonisches Wesen (Abergl.), 5. Frauenname, 6. Hafenstadt in Florida, 7. drawidische Sprache im Süden Indiens und im Norden von Sri Lanka, 8. Gummiharz aus einigen Doldengewächsen, Teufelsdreck, 9. Operntheater in Mailand, 10. Pfütze.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Innenfeldern – von 1 nach 10 gelesen – den Namen eines Blätterpilzes, der roh genossen giftig wirkt.

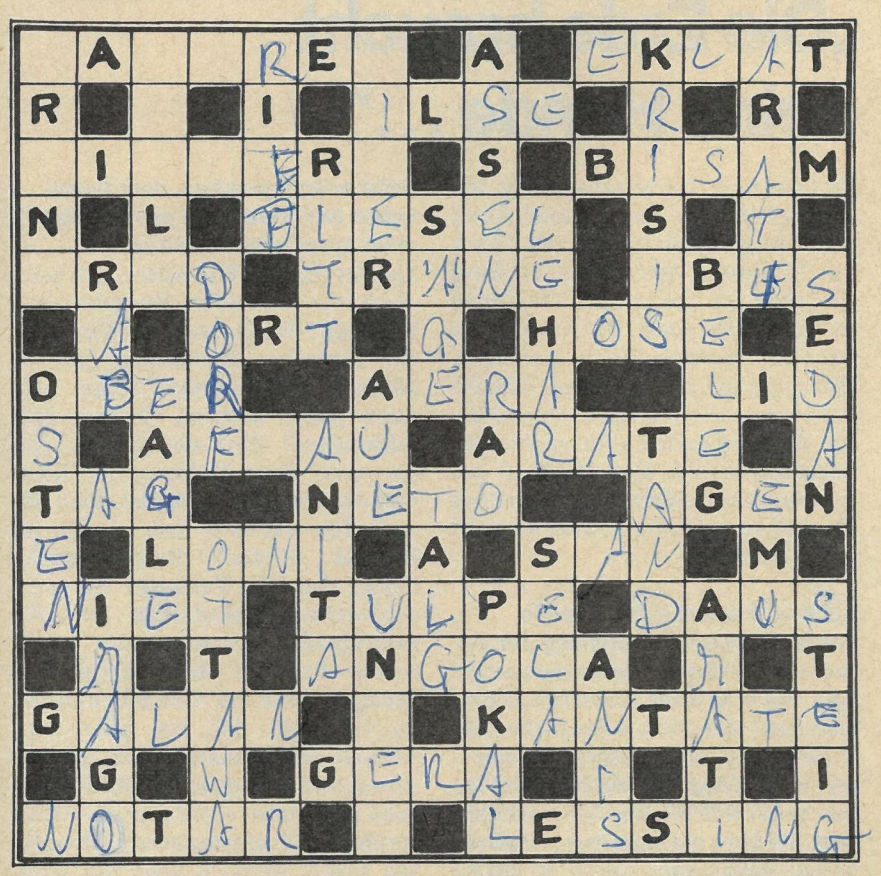
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Hauptstadt eines Kantons in der Schweiz, 2. Urbevölkerung der Philippinen, 3. Stadt in Südwestfrankreich an der Garonne, 4. italienische Geigenbauerfamilie des 16./17. Jahrhunderts, 5. Volksrepublik im Südwesten Afrikas, 6. Gewürz- und Arzneipflanze, Doldengewächs, 7. Gestalt aus der Operette „Der Kuß der Juanita", 8. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1964), 9. Werktätiger in der Mongolischen Volksrepublik, 10. Stadt in den Niederlanden, 11. Kreisstadt im Erzgebirge, 12. Beweisstück, 13. Pelzart, 14. kalter Fallwind an der dalmatinischen Küste, 15. zwei Augen im Würfelspiel, 16. Erfinder einer Verbrennungskraftmaschine, 17. Zehn-Dollar-Goldmünze, 18. Gefahr und Hindernis für die Hochseeschifffahrt, 19. Aufsehen, Skandal, 20. straußenähnlicher Laufvogel, 21. Liebhaber, Verehrer, 22. Bezirksstadt der DDR, 23. Bekleidungsstück, 24. Schreitvogel, 25. Fluß aus dem Harz, 26. vollkommen ausgebildetes Insekt, 27. lyrisches Chorwerk mit Sologesängen und Instrumentalbegleitung, 28. Höhe- und Wendepunkt einer Krankheit, 29. österreichischer Komponist der Operette „Die lustige Witwe", 30. deutscher Dichter (gest. 1781), Autor des Trauerspiels „Emilia Galotti", 31. Teil des Auges, 32. Halbaffe, 33. erster Präsident der Volksrepublik Angola (gest. 1979), 34. Metallbolzen (veraltet), 35. Strom im Westen Afrikas, 36. Jurist mit Befugnis zu Beurkundungen, 37. Kellner, 38. kleine Ansiedlung, 39. Himmelsrichtung, 40. Hauptstadt in Nordamerika, 41. Sportpreis, 42. Insel Jugoslawiens, 43. Schilf, Röhricht, 44. Ausflug zu Pferde, 45. Trennwerkzeug, 46. Nebenfluß der Wisla, 47. Stadt in Nordostfrankreich, 48. Musikzeichen in Psalmen, 49. schmaler steiler Weg, 50. Teil der Woche, 51. starres Rinder- oder Hammelfett, 52. Wertloses mit Scheinwert, 53. Grundbegriff einer altchinesischen Weltanschauung, 54. die Turkvölker in der Sowjetunion, 55. SI-Einheit der magnetischen Flußdichte, 56. Gangart des Pferdes, 57. Augenflüssigkeit, 58. Fluß in Mittelengland, 59. Blume, Frühjahrsblüher, 60. Spielkarte im deutschen Blatt.

Damespiel „100"

J. Alfezi (Surinam) – A. Tschishow (UdSSR), WM Paramaribo '88:

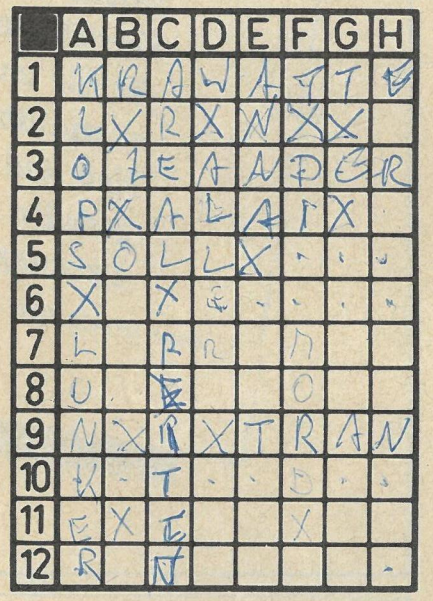
1. 32–28 20–25 2. 37–32 15–20 3. 41–37 10–15 4. 46–41 5–10 5. 31–27 19–23 6. 28:19 14:23 7. 36–31 10–14 8. 41–36 13–19 9. 34–30 25:34 10. 40:29 22:34 11. 39:30 8–13 12. 44–39 2–8 13. 50–44 18–23 14. 33–28 17–21 15. 39–33 20–24 16. 30–25 12–18 17. 44–39 21–26 18. 49–44 7–12 19. 44–40 14–20 20. 25:14 9:20 21. 27–22 18:27 22. 31:22 20–25 23. 36–31 12–18 24. 31–27 4–9 25. 40–34 15–20 26. 47–41 8–12 27. 41–36 11–17 28. 22:11 6:17 29. 37–31 26:37 30. 42:31 17–21 31. 31–26 3–8 32. 26:17 12:21 33. 48–42 21–26 34. 42–37 8–12 35. 28–22 9–14 36. 22–17 12:21 37. 33–28 1–7 38. 28–22 7–12 39. 22–17 23–28 40. 17:8 13:2 41. 32:12 21:41 42. 36:47 2–7 43. 12:1 19–23 44. 1:29 24:44 – 0:1.

Alexej Tschishow aus Ishewsk errang im vorigen Jahr in der Hauptstadt Surinams, Paramaribo, erstmals den Weltmeistertitel

Ohne Blindfelder

Die erforderlichen Blindfelder – ihre Anzahl ist in Klammern angegeben – sind vom Rätsellöser selbst an richtiger Stelle einzusetzen.

Waagerecht: 1. Binder, Schlips, 2. (4), 3. immergrüner, giftiger subtropischer Baum oder Strauch, 4. vergletschertes Kettengebirge in Kirgisien (2), 5. Planziel – englischer Bauernführer des 16. Jahrhunderts (1), 6. Gestalt aus der Oper „Die sizilianische Vesper" (2), 7. französischer Name eines rechten Nebenflusses der Mosel (2), 8. Gewandtheit im Benehmen – altes deutsches Landmaß verschiedener Größe (1), 9. Fischfett (2), 10. Titel eines Romans von Heinrich Mann (ohne Artikel), 11. (4), 12. Naturerscheinung.
Senkrecht: A) gekochter oder gebratener Fleischkloß – defekte Stelle in Glaserzeugnissen (1), B) wasserhaltiger amorpher Quarz (4), C) Flächeninhalt – Ausflug zu Pferde (1), D) im Bezirk Magdeburg, bei Seehausen entspringender Fluß – italienischer Maler des 17. Jahrhunderts (2), E) Gestalt aus der Komödie „Der Revisor" – österreichischer Komponist der Operette „Der Graf von Luxemburg" (2), F) Göttin der Gerechtigkeit (griech. Mythol.) – Verbrechen (2), G) Stern im Sternbild Pegasus (4), H) Bezeichnung für Druckfehlerverzeichnis – Sportbootklasse (1).



Geschütteltes

Eine tiefe Männerstimme mit einem glücklichen Sucher zusammengebunden – zwei Buchstaben in eine neue Reihenfolge gebracht –
schon ist der Handwerker gefunden, der aus Brettern ein bauchiges Gefäß macht.

Gereimtes

Eine geometrische Figur vor ein Rennen gespannt,
ergibt ein Wort,
das ist als Blutzirkulation bekannt.

Auflösungen aus Heft 20/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Ambe (18), Passe (61), Ural (9), Amme (52), Take (31), Lure (24), Deich (62), Asti (47), Tier (4), Oise (36), ISO (6), Donbass (15), Dee (42), Akkad (17), Atair (44), Salm (32), Gare (59), Holt (46), Eisen (56), Sago (8), Amid (63), Baal (41), Rente (29), Tanne (1), Era (23), Tartrat (10), Ogi (51), Naab (64), Garn (67), TASS (48), Eliza (39), Eile (27), Eton (22), nanu (65), Nina (12), Durst (57), Oste (2).

Senkrecht: Aglaia (35), Bartok (45), Emei (13), Pedro (66), Stilb (53), Ethos (58), Ukas (3), Reseda (26), Leiter (55), Edda (14), Isar (38), Skooter (20), Numider (5), Angeber (30), Eingang (25), Astat (43), Tesla (49), Lei (7), Ana (19), Meta (33), Atta (11), Reiten (37), Nansen (60), Nonius (50), Eirene (40), Abend (16), Trier (28), Agnat (21), Asta (34), Reno (54).

Wörterband. Von außen nach innen: Rat – Onega – Gera – Aragon – Augit – Amara – Moder – Flanell – Abel – Lek.
Von innen nach außen: Kelle – Ballen – Alfred – Omar – Amati – Guano – gar – Aare – Gage – Notar.

Einer fehlt: S(p)iel – R(e)ede – K(l)aue – L(e)una – T(r)ema – L(i)ese – E(n)kel – L(e)ist – Pelerine.

Um die Ecke gedacht: Klangfarbe.

Raten und Rechnen:

570	–	150	=	420
:		+		–
6	×	25	=	150
95	+	175	=	270

Magische Figur: 1. Maat, 2. Amur, 3. Aura, 4. Traktor, 5. Tula, 6. Olga, 7. Raab.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 18 (aus Heft 18/1989)

Waagerecht: 1. Donizetti, 6. Emir, 9. Frist, 12. San, 13. Dona, 14. Noppe, 16. Ara, 17. Grab, 18. Sinai, 20. Marat, 22. Aalen, 24. Helene, 26. Oula, 28. Met, 29. Hose, 30. Anke, 31. Senf, 33. Lias, 37. Paar, 38. Iren, 40. Ekarté, 42. Drei, 44. Iasi, 46. Tara, 48. Liebe, 50. Heer, 52. Jagen, 54. Ras, 56. Ter, 57. Esten, 60. Alba, 61. Gatte, 63. Reep, 65. Kanu, 67. Oran, 68. Senkel, 71. Ukas, 74. Noll, 76. Erni, 77. Karo, 79. Beat, 81. Eile, 83. Lab, 84. Ster, 86. Retina, 89. Beate, 91. Ravel, 92. Naura, 93. Etui, 94. Rai, 95. Serge, 96. Blut, 97. Ero, 98. Senke, 99. Raabe, 100. Meer, 101. Girondist.

Senkrecht: 1. Danton, 2. Nepal, 3. Ziel, 4. Tran, 5. Isabelle, 6. Enge, 7. Idaho, 8. Robespierre, 9. Fase, 10. Ionen, 11. Tuilerien, 15. Paula, 19. Inari, 20. Mali, 21. Rose, 23. Etat, 25. Lea, 27. Ufer, 32. Ente, 34. Iris, 35. Sella, 36. Ade, 39. Ria, 41. Karbolineum, 43. Ehe, 45. Akt, 47. Ana, 49. Biese, 51. Ree, 52. Jakobiner, 53. Gen, 55. Aar, 56. Tann, 58. Spur, 59. Eva, 61. Gnu, 62. Taganrog, 64. Elke, 66. Unter, 69. Erie, 70. Kiste, 72. Konvent, 73. Spalier, 75. Lei, 78. Arrest, 80. Aruba, 82. Latte, 85. Terni, 87. Tube, 88. Gier, 89. Gier, 90. Asen.

Lösung: Sturm auf die Bastille

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Charlotte Brauner, Magdeburg 3040
2. Preis:
75,– M Kerstin Pfarr, Berlin 1140
3. Preis:
50,– M Annedore Menzel, Doberlug-Kirchhain 7970
4.–8. Preis:
je 25,– M Arndt Speck, Döbeln 7300; S. Neubert, Strausberg 1260; Jürgen Fercho, Leutenberg 6804; Ralf Meckert, Saßnitz 2355; Brigitte Wieseke, Greifswald 2200.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es im Bereich Fischverarbeitung/Deck Einsatzmöglichkeiten in der kombinierten Tätigkeit

Produktionsarbeiter/Decksmann

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:

Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand

Die Entlohnung – verbunden mit seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
Am Fischkombinat 11
Rostock 5, 2 5 1 0

Berufsberatungskabinett
des VEB Fischkombinat Rostock
– Außenstellen –

Stephanusstr. 12
Halle, 4 0 2 0

Laurinstr. 5, PSF 430
Dresden, 8 0 1 0

G.-Haedler-Str. 52
Magdeburg, 3 0 3 1

Reg.-Nr. 133/III/89

Fortsetzung von Seite 17

„Die Erde braucht deine Hände ...“

chailowitsch Kartausow wäre ich wahrscheinlich als Persönlichkeit nicht so geworden, wie ich heute bin. In diesem Jahr ist das Neuland 35 Jahre alt geworden, allerdings ist das unbemerkt geblieben. Ich habe in meiner Rede auf dem Märzplenum des ZK der KPdSU auf eigenes Risiko die Ersterschließer des Neulands zu ihrem Festtag beglückwünscht. Das Neuland hat unserem Land ein reiches geistiges Kapital vererbt, wir sollten es nicht verschleudern.

Auf dem Plenum haben Sie die Frage der Wiederherstellung der Autonomie der Sowjetdeutschen erhoben. Wie man weiß, leben in Kasachstan rund eine Million Deutsche, die in den Kriegsjahren deportiert worden sind. Einige hunderttausend leben in der RSFSR. Der Schmerz, mit dem Sie über die Nöte Ihres eigenen Volkes gesprochen haben, ist gut zu verstehen. Was könnten Sie Ihren Worten, die Sie auf dem Plenum gesprochen haben, noch hinzufügen?

Nur eins: Die Gerechtigkeit muß in den Beziehungen zu allen Völkern, die während der Jahre des Stalinismus Repressionen ausgesetzt gewesen sind, triumphieren. Möge das geschehene Unrecht eine Lehre für unser Land sein, eine Lehre für alle Zeiten. So etwas darf sich nicht wiederholen.

Natascha, ich weiß, daß in Ihrer Familie drei Sprachen gesprochen werden – Ihre Muttersprache Deutsch, die Sprache Ihres Mannes Gasidulla Bekeschew Kasachisch, und Russisch. Geht es also nicht einmal in einer so kleinen Zelle der Gesellschaft, wie der Familie, mit für eine gemischte Ehe natürlicher Zweisprachigkeit ohne eine Verkehrssprache ab?

Als unsere ältere Tochter Shanargul geboren wurde, haben wir, Gasidulla und ich, uns viel Gedanken darüber gemacht, welche Sprache wir sie lehren sollten. Ich sagte sofort – fangen wir mit dem Russischen an. Wie denn anders? Die Kinder sollen in die große Welt hinaus, ohne die russische Sprache wäre ihnen das unmöglich. Und wie die Tochter, so auch der Sohn Arman. So beherrschen also Tochter und Sohn, mein Mann und ich drei Sprachen, das ist wunderbar.

Die Plattform hat sich eindeutig dafür ausgesprochen, den Status der Staatssprache der angestammten Nation zu verleihen, die der jeweiligen Republik den Namen gibt. Der russischen Sprache ist nur die Rolle der internationalen Kommunikation zugewiesen worden. Die meisten Leser der Zeitung „Sowjetskaja Rossija“, die an der Erörterung der Plattform teilnahmen, haben sich dafür ausgesprochen, dem Russischen den Status der gesamtstaatlichen Sprache zu verleihen.

Das ist richtig. Wie sollen wir denn ohne die russische Sprache auskommen? Wenn wir, die Vertreter der fünfzehn Republiken, uns in Moskau versammeln, sollen wir dann jeder unseren Dolmetscher mitbringen? Und die Armee, soll die auch über Dolmetscher kommandiert werden? Das ist doch absurd. Ich war sehr froh, als ich im Referat Michail Sergejewitschs hörte, daß die Vertreter der verschiedenen Republiken es für zweckmäßig erachten, der russischen Sprache den Status der Staatssprache im UdSSR-Maßstab zu verleihen. Ich bin überzeugt, daß das den Wünschen der Sowjetmenschen entspricht. Außerdem muß man dabei nicht nur die in unserem Land entstandenen Realitäten sehen, sondern auch die Weltpraxis. In den USA, ebenfalls ein multinationales Land, ist das Englische Staatssprache. In Kanada – das Englische und das Französische, in Indien mit seinen vielen Stämmen und Sprachen – das Englische. Warum sollte dann die UdSSR nicht auch ihre gesamtstaatliche Sprache haben?

In Ihrer Rede auf dem XXVII. Parteitag haben Sie von der „geistigen Nahrung“ gesprochen, davon, daß die multinationale Sowjetkultur über eine starke Kraft verfügt zur Beeinflussung von Herz und Verstand der Menschen. Und Sie haben beklagt, daß die gute Tradition der ersten Neulandjahre in Vergessenheit geraten ist. Hat sich in den drei Jahren, die inzwischen vergangen sind, etwas geändert?

In der ersten Zeit hat ein Wallfahren von Literaturschaffenden und Künstlern eingesetzt, dann ebbte diese Welle ab, jetzt läuft alles wieder in alten Gleisen. Eins läßt uns jedoch hoffen: Kürzlich ist zwischen der RSFSR und Kasachstan auf der Ebene der Kulturministerien ein Vertrag über die künstlerische Zusammenarbeit abgeschlossen worden. Über 250 Jahre sind unsere Republiken und Völker eng miteinander verbunden und unsere brüderliche Zusammenarbeit hat allen Prüfungen der Zeit standgehalten. Schön wäre, wenn sich die allseitigen Verbindungen mehren und festigen würden zwischen allen Völkern unseres Landes. Wissen Sie, bei uns in Kasachstan sagt man: „Eine Bürde, die man gemeinsam trägt, ist leichter.“ Wenn wir zusammenhalten, werden wir alle Schwierigkeiten meistern.

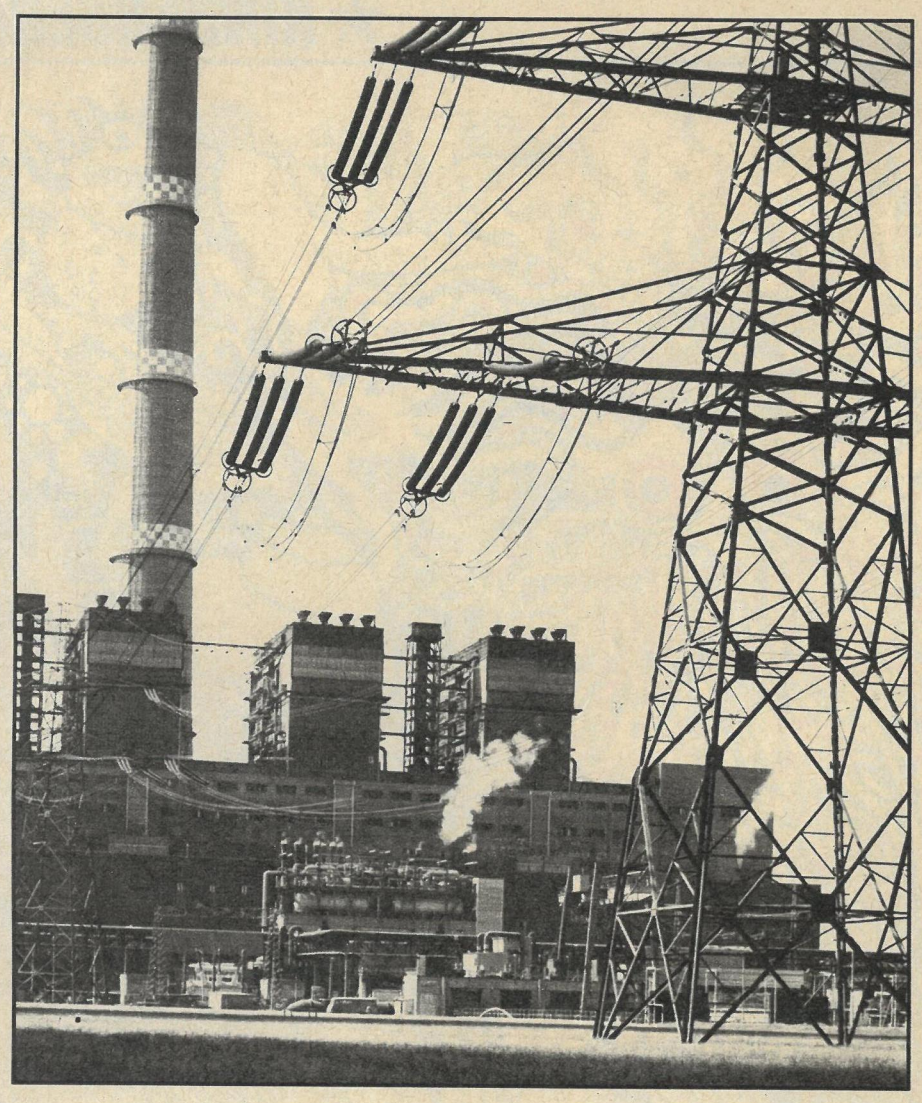
Übersetzung: G. Ettrich, Fotos: D. Christel, Interview leicht gekürzt

RAD WASSERWIRBEL

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, übertragen von Hans Bergmann.

Gezeichnet hat die Geschichte Tatjana Neljubina.

Einen schönen guten Tag, kleine Herrschaften! Vor euch steht ein ausgedienter Soldat. Zar Saltan, ein kluger, gerechter Herrscher, hat mich aus dem Dienst verabschiedet. Nun wandere ich immer der Nase nach zurück in mein Heimatdorf. Der Teufel muß mich geritten haben, mitten in dieses Walddickicht hineinzuspazieren. Dabei war mir dieser Wald von Anfang an nicht geheuer. Vielleicht haust hier eine greuliche Hexe? Ganze siebzehn Tage setze ich nun schon einen Fuß vor den anderen und bin noch keiner lebendigen Seele begegnet. Still ist es hier wie auf dem Meeresgrund. Kein Blatt bewegt sich, kein Vogel singt. Nicht die kleinste Fährte eines Hirsches, nicht mal die Spur eines Hasen ... Nanu, war da nicht eben ein Geräusch? Was schleicht sich da auf leisen Sohlen heran? Ja, was wohl? Noch weiß der Soldat nicht, welche ungewöhnlichen aufregenden Abenteuer ihm bevorstehen. Wenn ihr, liebe Mädchen und Jungen, sie miterleben wollt, besorgt euch das nächste Heft der FREIEN WELT.



Du brauchst die Energie –

Dich braucht die Energiewirtschaft

KAB

Der Kraftwerksanlagenbau der DDR produziert und rekonstruiert im erforderlichen Umfang und in zuverlässiger Qualität die Kraftwerksanlagen zur Elektro- und Wärmeenergieerzeugung für Wirtschaft und Bevölkerung der DDR.

Für den Einsatz in den verschiedenen Betrieben – insbesondere in der Projektierung des Betriebsteiles Berlin-Marzahn – und auf den Baustellen des VEB Kombinat Kraftwerksanlagenbau (KKAB) unterbreiten wir Ihnen folgendes

Arbeitsplatzangebot

1. **Projektanten/Konstrukteure**
2. **Ingenieure**
3. **Technologen**
4. **TKO-Ingenieure**
5. **Sekretärinnen**
6. **Fachkräfte für EDV**
7. **Maschinen- und Anlagenmonteure**
8. **Metallfacharbeiter**
9. **Schweißer**
10. **FA Isoliertechnik**
11. **FA Korrosionsschutz**

Die Vielzahl der Einsatzmöglichkeiten in fast allen Bezirken der DDR, die damit verbundenen persönlichen Vorteile und der gute Verdienst bei verantwortungsbewußten Leistungen lohnen es, sich unsere Angebote näher zu betrachten.

Ich bitte um Zusendung von Informationen zu den KAB-Arbeitsplätzen

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11
(Zutreffendes ankreuzen)

an: _____
Name, Vorname Anschrift

Meinen Arbeitsplatz wünsche ich mir:

am Wohnort _____ im Bezirk/Kreis _____
an einem beliebigen Ort in der DDR ○

Ich verfüge über Wohnraum am gewünschten Arbeitsort ○
Ich bin bereit, eine Montagetätigkeit auszuüben ○

Ich verfüge über einen Berufsabschluß entsprechend dem KAB-Arbeitsplatzangebot als

Facharbeiter ○ Meister ○ Hoch- bzw. Fachschulkader ○

Nutzen Sie auch die Informationsmöglichkeiten durch einen persönlichen Besuch in unseren weiteren Informations- und Beratungszentren in:

Berlin	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, Hans-Beimler-Str. 91–94, Berlin, 1017, Telefon: 4 38 55 94
Lubmin	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Lubmin, Lubmin, 2228, Tel.: Wusterhusen 40
Stendal	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Stendal, PSF 900, Stendal, 3500, Telefon: Arneburg 70
Bitterfeld	VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld, Leitbetrieb, Glückaufstr. 2, Bitterfeld, 4400, Telefon: 6 70
Bebitz	VEB Flanschenwerk Bebitz, Lebendorfer Str. 1, Bebitz, 4341, Telefon: Bernburg 83 06
Leipzig	VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld, BT Montagewerk Leipzig, Bitterfelder Str. 19, Leipzig, 7021, Telefon: 56 16/4 80
Dresden	VEB Bergmann Borsig/Stammbetrieb des KKAB, BT Montagehilfsleistungen, Karl-Marx-Platz 2b, Dresden, 8060, Telefon: 5 33 42
Karl-Marx-Stadt	VEB Dampfkesselbau Karl-Marx-Stadt, Annaberger Str. 101, Karl-Marx-Stadt, 9048, Telefon: 5 80 81
Erfurt	VEB Feuerungsanlagenbau Erfurt, Am Laitrand 1, Erfurt-Bischleben, 5032, Telefon: 6 55 15
Finow	VEB Rohrleitungsbau Finow, Coppistraße 2/6 Eberswalde-Finow 3, 1300, Telefon 5 70

Sprechzeiten: dienstags 9.00–11.00 Uhr und 13.00–18.00 Uhr
donnerstags 9.00–11.00 Uhr und 13.00–15.00 Uhr
freitags 9.00–11.00 Uhr

Durch Übersendung des ausgefüllten Kupons, aufgeklebt auf eine Postkarte oder in einem Briefumschlag, an den

VEB Bergmann Borsig
Stammbetrieb des KKAB
Zentrales Informationsbüro
Hans-Beimler-Str. 91–94
Berlin, 1017

erhalten Sie von uns ein Informationsmaterial, aus dem Sie die entsprechenden Angaben für eine Tätigkeitsaufnahme in unserem Kombinat entnehmen können.

Reg.-Nr. 150/III/88

Fortsetzung von Seite 25

Umweltschmutz Umweltschutz

ein Nationales Programm für Umweltschutz, das bis zum Jahr 2000 reicht, zu erarbeiten. Auf seiner Grundlage werden die künftigen Pläne für die sozialökonomische und wissenschaftlich-technische Entwicklung des Landes aufgestellt. Der Entwurf des Programms, ebenso der eines kodifizierten Umweltschutzgesetzes liegen bereits vor, werden in den zuständigen Gremien erörtert, und eine landesweite Diskussion darüber ist seit Monaten im Gange...

Das ist der Rahmen für die neue Ökologiepolitik. Aber wie gedenken Sie ihn inhaltlich auszufüllen? Welche Akzente, Schwerpunkte werden dabei gesetzt?

Vom generellen Prinzip sprach ich schon. Um es in der Realität durchzusetzen, ist eine Umstrukturierung der einzelnen Zweige im Hinblick darauf erforderlich, daß weitere Umweltbelastungen unterbunden, umweltfreundliche Praktiken – also abfallfreie und abfallarme Technologien sowie solche zur komplexen und höheren Veredelung der Rohstoffe – eingeführt werden. So verfügte zum Beispiel unser Ministerrat, die Produktion im metallurgischen Kombinat Kremikowzi, beginnend ab Juli, durchgehend auf Erdgaseinsatz umzustellen, die Ferro-Mangan-Erzeugung in den Hochöfen ab Ende September einzustellen und bei der Erzeugung von Ferrolegierungen rigorose Umweltschutzmaßnahmen zu treffen. Eine entschiedene Maßnahme zur Verbesserung der Luft über Sofia! Weiterhin beinhaltet die neue Ökologiepolitik, jene Zweige der Wirtschaft in beschleunigtem Tempo weiter zu entwickeln, die am umweltfreundlichsten sind, wie Maschinenbau, Biotechnologien, Elektronik, Roboter- und Lasertechnik, Software-Industrie und andere. Unerläßlich ist ein neues Herangehen an das Recycling, die Verwertung von Abprodukten und Sekundärrohstoffen. Und zu vervollkommnen ist das System für deren Erfassung, Verarbeitung und vollständige Nutzung.

Das alles sind erfreuliche Ansätze, hoffnungsvolle Vorhaben. Aber letztendlich wird alles in der Produktion entschieden, also auch die Ökologie. Und dort haperte es bislang am meisten. Worauf gründen Sie Ihre Erwartung, daß sich dies ändern wird?

Bei allem handelt es sich um eine Abkehr von Althergebrachtem, um das Hinwenden zu neuen Formen und Inhalten unserer Arbeit: Ein ganzes System von Stimuli und Regulatoren wird aufgebaut, die das ökonomische Interesse der Arbeitskollektive, Wirtschaftsorganisationen, Firmen und sich selbst verwaltenden territorialen Gemeinschaften – den Gemeindeverbänden – erhöhen. Eine ernste Veränderung beabsichtigen wir auch bei der Preisbildung, woraus sich eine rationelle Nutzung der Ressourcen, ebenso der Abprodukte und Sekundärrohstoffe ergeben wird. Bei der Realisierung besonders wichtiger Vorhaben für den Umweltschutz sind Steuererleichterungen vorgesehen, desgleichen für die Produktion und den Absatz von Erzeugnissen, die aus Abprodukten hergestellt werden.

Alles, was die Umwelt betrifft – ihre Schädigung wie ihr Schutz –, berührt den Menschen, die ganze Bevölkerung. Welche Rolle nehmen öffentliche Aktivitäten ein, und welche Bedeutung messen Sie ihnen zu?

Tagungsstätte des KSZE-Umweltschutztreffens: Der Volkspalast für Kultur im Herzen Sofias.

Die heimatliche Natur, die eigene Umwelt zu schützen ist das Interesse eines jeden Bürgers und die Aufgabe der ganzen Gesellschaft. In Bulgarien hat diese Bewegung eine langjährige Tradition, und sehr viele Menschen engagieren sich dafür. Das geschieht in erster Linie unter Schirmherrschaft unserer größten Massenorganisation, der Vaterländischen Front, wobei sowohl der Jugend- als auch der Touristikverband, ebenso auch noch andere zu den aktivsten Verbündeten zählen. In diesem Rahmen wirken bei uns seit Jahren „grüne Patrouillen" – hauptsächlich von Jugendlichen –, werden regelmäßig ökologische Arbeitseinsätze, Ferienlager, Expeditionen organisiert, gibt es Öko-Gruppen in Betrieben und Wohngebieten sowie, bei den Stadtsowjets, die „grünen Telefone", die von den Bürgern lebhaft in Anspruch genommen werden, um zu signalisieren oder auch zu alarmieren, wenn irgendwo gegen Natur- und Umweltschutz verstoßen wird. Überdies wurde im gegenwärtigen Schuljahr 1989/90 damit begonnen, die Lehr- und Ausbildungsprogramme um ein System für ökologische Kultur, Bildung und Erziehung zu bereichern, und zwar auf allen Bildungsebenen – vom Kindergarten bis zur Hochschule.

Vor kurzem waren Sie in der DDR, wo Sie Gespräche mit ihrem Kollegen, dem Minister für Umweltschutz und Wasserwirtschaft Dr. Hans Reichelt führten und vom Vorsitzenden des DDR-Ministerrates Willi Stoph empfangen wurden. Worauf zielten diese Begegnungen?

Wir schätzten die bisherigen Ergebnisse der langjährigen Kooperation zwischen der Volksrepublik Bulgarien und der DDR auf diesem Gebiet ein, bewerteten sie als positiv und erörterten Schritte zu ihrer Vertiefung. Ohne den Dingen vorgreifen zu wollen, glaube ich, daß die beiderseitigen Bemühungen zu einem Abkommen führen werden, das im einzelnen viele interessante Punkte für die weitere Zusammenarbeit enthalten wird – beginnend bei Meß- und Überwachungstechnik über Bereiche der angewandten Forschung bis zum Kaderaustausch.

Bulgarien ist eines der acht Donauländer, einer der vier Schwarzmeer-Anrainer, und gerade auch über das ökologische Befinden von Donau und Schwarzem Meer ist zuweilen wenig Gutes zu hören. Dennoch scheint man weder mit einer Donau-, noch mit einer Schwarzmeerkonvention so recht vom Fleck zu kommen. Wie denkt man in Bulgarien darüber?

Es sind zwei Probleme, denen wir eine erstrangige Bedeutung zumessen. Denn die erkennbare Degradierung des Donauwassers sowie die allmähliche Degradierung des Schwarzen Meeres, das – wie zum Beispiel auch die Ostsee – keinen Wasseraustausch mit dem freien Ozean hat, sind geeignet, ernste Beunruhigung hervorzurufen. Bulgarien ist, genauso wie die anderen Donaustaaten, am Erhalt des ökologischen Gleichgewichts der Donau interessiert und deshalb zur Ausarbeitung eines entsprechenden Abkommens bereit. Gleichfalls ist die Unterzeichnung eines Abkommens über die Reinhaltung des Schwarzen Meeres eine Frage, die nach unserer Überzeugung nicht länger aufgeschoben werden darf...

Könnten nicht die Ostseekonvention sowie die Ostsee-Fischereikonvention, die bereits gute Wirkungen zeigen, den Schwarzmeer-Anrainern als machbares, nachvollziehbares Vorbild dienen?

Meines Erachtens ja, und es hat Ende der 70er Jahre auch bereits erste Ansätze dafür gegeben. Doch aus diesen oder jenen Gründen gewannen sie keine realen Ausmaße. Erst während der letzten zwei, drei Jahre zeichnen sich für ein Übereinkommen sichtbare Konturen ab: Ein Abkommensentwurf ist vorbereitet, zu dem alle vier Schwarzmeer-Anliegerstaaten – Bulgarien, UdSSR, Rumänien und Türkei – inzwischen Stellung genommen haben. Wir hoffen, nun bald weiterzukommen.

Ihr Land hat Grenzen mit vier Nachbarn. Wie könnte die VR Bulgarien dazu beitragen, die ökologischen Probleme auf dem Balkan zu entschärfen?

Die in letzter Zeit eingetretenen positiven Tendenzen bei der Entwicklung der Beziehungen zwischen den Balkanstaaten – Albanien, Griechenland, Bulgarien, Türkei und Jugoslawien – haben günstige Voraussetzungen auch für eine gegenseitig vorteilhafte Zusammenarbeit im Bereich der Ökologie geschaffen. Aufgrund des bulgarischen Vorschlags, einen Umweltschutzvertrag für den Balkan abzuschließen, wurden bereits drei Expertentreffen durchgeführt, wobei es nahezu zur völligen Übereinstimmung der Standpunkte aller Balkanstaaten kam. Die Idee wie das Vorhaben haben ein breites internationales Echo gefunden, und wir hielten es für gut, wenn der Vertrag beim Sofioter Öko-Forum nunmehr unterzeichnet werden könnte.

Ihnen stehen anstrengende, arbeitsreiche Tage bevor. Welche Schwerpunkte setzt die Tagesordnung des Umweltschutztreffens, welche Themen noch könnten die Phantasie beflügeln oder auch die Gemüter erhitzen?

Die Tagesordnung, bereits in Wien festgelegt, umfaßt acht Punkte. Nach allen Erwartungen werden sich die Diskussionen vor allem auf Punkt vier konzentrieren, der drei Probleme zur Debatte stellt: Erstens, die Verhinderung und Kontrolle grenzüberschreitender Industrie-Havarien; zweitens, Probleme der toxischen, potentiell gefährlichen Abfallstoffe; drittens, die Verschmutzung von grenzüberschreitenden Flüssen und Seen. Gleichzeitig bietet der Tagungsablauf den Delegationen – über das Vortragen ihrer Standpunkte und Empfehlungen zu einigen konkreten Problemen hinaus – umfassende Möglichkeiten für Diskussionen über ein weites Spektrum ökologischer Probleme in Europa und in der Welt. Das Forum, davon bin ich überzeugt, wird der Zusammenarbeit der KSZE-Staaten beim Umweltschutz neue Impulse verleihen und bei der vertraglichen Ausgestaltung der ökologischen Zusammenarbeit der Völker Europas eine bedeutende Rolle spielen.

Fotos: Detlef Christel (2), Nina Rücker

1

2

3

BRIEFMARKEN-GALERIE

4

Verwirrender Würfel

Etwa 60 Jahre nach Erscheinen der ersten Briefmarke gab es Ansätze, wissenschaftliche und technische Leistungen durch Markenmotive zu demonstrieren. Heute gibt es kaum eine philatelistische Ausstellung, auf der diese Thematik nicht ansehenswert gestaltet ist. Selten fehlt die spektakuläre Demonstration des Magdeburger Bürgermeisters und Gelehrten Otto von Guericke (1602–86) mit den metallenen Halbkugeln, die nicht einmal 16 Pferde auseinanderreißen konnten. Sie diente 1969 als Vorlage für ein DDR-Markenbild (Abb. 1). Ein Porträt des bekannten Gelehrten ist auf einem Motiv von 1977 zu sehen (Abb. 2). Mehrfach heraufbeschworen wird auch die Inspiration des britischen Naturforschers Isaac Newton, der durch den Apfelfall die Grundidee des allgemeinen Gravitationsgesetzes gehabt haben soll. Eine ČSSR-Marke aus einer sechswertigen Serie stellt den sowjetischen Physiker A. S. Popow (1859–1905) und die Telegraphie dar (Abb. 3). Popow versuchte, Skeptiker von Wert und Wirksamkeit seines „Aufnahmedrahtes“ (Antenne) zu überzeugen, indem er atmosphärische Entladungen über einen Anzeiger für elektromagnetische Wellen mittels einer Klingel hörbar machte. Eine Fundgrube der Erinnerungen an Spitzenleistungen des menschlichen Genius ist schließlich die seit Jahrzehnten aufgelegte schwedische Serie „Nobelpreisträger“. In jüngster Zeit weicht man von der bisher üblichen graphischen Porträtmonotonie ab und versucht mit kühner Motivsymbolik die jeweilige Leistung für den Fortschritt auszudrücken.
Schließlich erscheint zu internationalen Kongressen hin und wieder ein originelles Markenmotiv. Zum 10. Internationalen Österreichischen Mathematiker-Kongreß (1981) war es das Sujet einer „unmöglichen Würfelkonstruktion“, die gleichzeitig das Signet des Kongresses bildete (Abb. 4). In der Erläuterung heißt es, sie „soll den sowohl für Außenstehende als auch für Eingeweihte bei aller logischen Folgerichtigkeit dieser Wissenschaft überraschenden, verwirrenden, unverständlichen und absurden Aspekt der Mathematik versinnbildlichen. Oberer und unterer Teil des dargestellten Würfelskeletts sind jeweils für sich wirklichkeitsgetreu, ohne daß es möglich wäre, beide Teile in konsistenter Weise miteinander zu verbinden. Beim Übergang von einem zum anderen Teil ist das Auge gezwungen, Umdeutungen der Flächen und ihrer Lage vorzunehmen.“ Es kann also ganz schön knifflig zugehen.

Henri Hamann

Wer hat eine Fahne aus Talizy?

Auf einer Reise in die Sowjetunion besuchte ich das Antifa-Museum in Krasnogorsk und erfuhr dort, daß man an eine Erweiterung denkt, besonders in bezug auf die Arbeit der Zentralen Antifa-Schule Talizy, deren Absolvent ich bin. Die Genossen suchen Sachzeugen, Erinnerungsstücke und Fotos von Kursanten. Ich konnte berichten, daß jede Seminargruppe des letzten Kurses im Dezember 1949 Fahnen anfertigte, mit denen wir in die Heimat einzogen – meine Gruppe fuhr mit einer FDJ-Fahne. Vielleicht existiert irgendwo noch eine solche Fahne. Die Verbindung zum Museum hält unsere Arbeitsgemeinschaft „Junge Historiker“, Slobin-Oberschule, Bahnhofstr. 21 A, Wülknitz, 8401. Jeder kann sich aber auch direkt an das Museum wenden: 143 400 Krasnogorsk, Moskauer Gebiet, Museum der deutschen Antifaschisten. Auch der Klub der internationalen Freundschaft einer Schule in Talizy sucht Verbindung mit ehemaligen Lehrern und Kursanten der dortigen Antifa-Schule: 155 644 Talizy, Iwanower Gebiet, Juschki Rajon, Schule Nr. 9, KID „Globus“.

Förster, Direktor der Slobin-Oberschule

Sie fragen wir antworten

Nationale Spezifik

Mit Interesse verfolge ich Ihre Berichterstattung über die Sowjetdeutschen. Wie Sie selbst schreiben, wissen die Heutigen zum Teil gar nicht mehr, woher sie eigentlich kommen, ihre Kinder und Enkel können die deutsche Sprache nicht mehr. Das ist sicher eine ganz natürliche und folgerichtige Entwicklung. Die erste Grundlage für eine Völkerverständigung ist doch eine gemeinsame Sprache. Die nationalen Gefühle scheinen mir abhängig von den wirtschaftlichen Verhältnissen zu sein: Wo ich mein Brot esse, da ist mein Vaterland. Leserzuschriften in der sowjetdeutschen Zeitung „Neues Leben“ entnehme ich, daß die Kampagne zur Bildung einer neuen Autonomie fast ausschließlich von alten Menschen ausgeht. Ist das nicht eine Art Nostalgie?

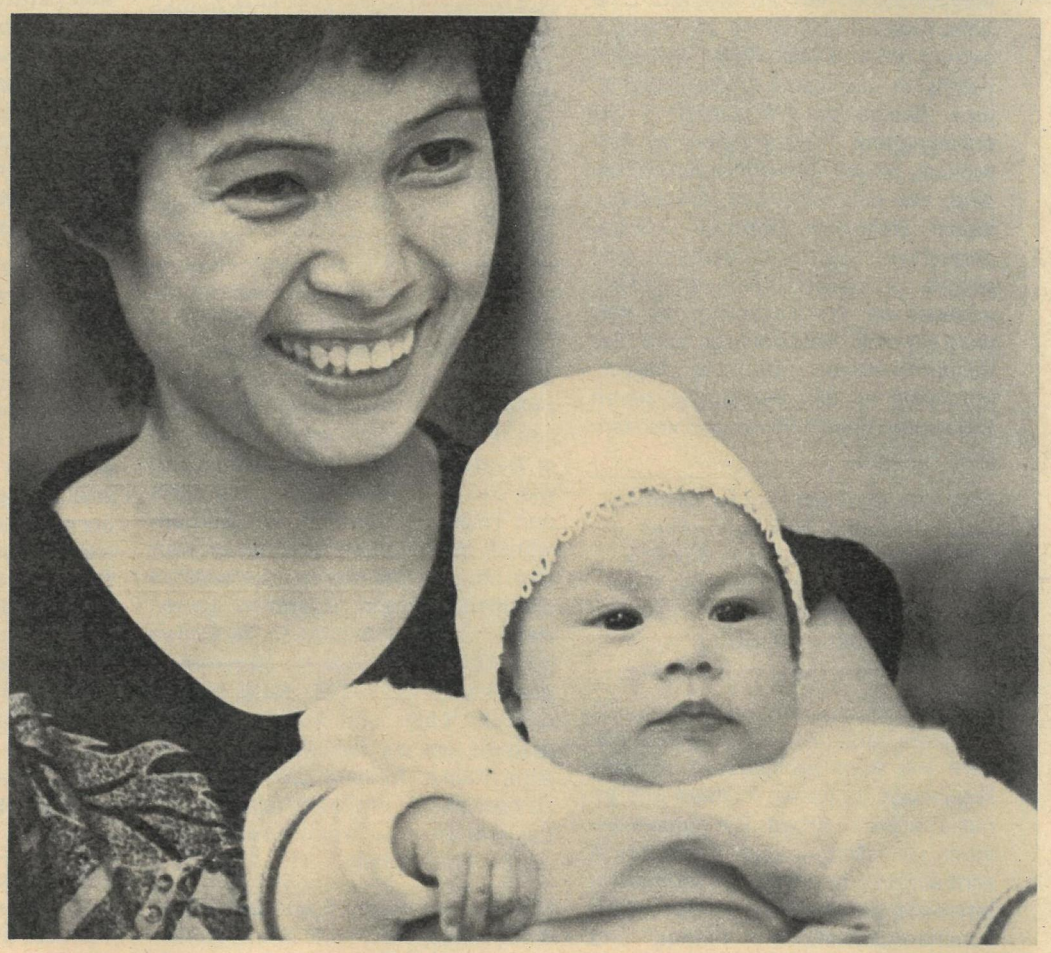
Else Wolff, Michendorf

Es geht nicht darum, Abgestorbenes und Vergessenes nostalgisch wiederzubeleben, sondern die real existierenden nationalen Interessen zu wahren. Die Gleichheit der Völker, unabhängig von ihrer Nationalität und Rassenzugehörigkeit, ist das höchste Prinzip des Humanismus und der menschlichen Zivilisation. Deshalb ist die Achtung der nationalen Interessen und Gefühle der Menschen, die Gewährleistung der freien Entfaltung der nationalen Entwicklung auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens eine Grundfrage des Sozialismus. In einem multinationalen Staat bildet die Gewährleistung einer wirklichen Gleichberechtigung die Basis für das harmonische Zusammenleben der Völker. Eine Nichtbeachtung der nationalen Spezifik führt zu Zwistigkeiten und nationalistischen Erscheinungen. In der UdSSR haben sich in den letzten Jahren in den zwischennationalen Beziehungen verschiedentlich Komplikationen ergeben. Das vor kurzem stattgefundene Nationalitätenplenum des ZK der KPdSU hat sehr

Wer schreibt uns?

Mikolaj Tofiluk, 32 Jahre alt, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. VR Polen, ul. Lipowa 34/12A, 15-424 Bialystok.

Alexander Lelinsky, 16 Jahre alt, Interesse für Rock- und Popmusik, wünscht Briefwechsel in russischer oder französischer Sprache. UdSSR, Tulskaja obl., 301 670 Nowomoskowsk, ul. Mira, d. 7 a, kw. 67.



gründlich die Ursachen dieser Komplikationen analysiert. Sie sind vielschichtig. Stagnation und Deformation in der Wirtschaft und auf sozialem Gebiet, Gesetzlosigkeit in der Vergangenheit sowie die Mißachtung der nationalen Interessen auf kulturellem und sprachlichem Gebiet führten zu einer Zuspitzung der Situation. Allgemein wurde die Integration der Völker überbetont und lange Zeit als ein sich schnell und reibungslos vollziehender Prozeß dargestellt. Die Fehler in der Nationalitätenpolitik wirken sich heute verhängnisvoll aus. Die Beseitigung der Ursachen, die die nationalen Spannungen hervorrufen, ist gegenwärtig eine der entscheidenden Fragen, denn nur wenn alle Völker aktiv am Prozeß der Umgestaltung teilnehmen, kann die hohe Zielsetzung realisiert werden. In diesen Gesamtzusammenhang ist auch die Problematik der Sowjetdeutschen einzuordnen, die ein Mosaiksteinchen in der großen Völkerfamilie sind.

Dr. Ingeburg Winkelmann, Ethnographisches Institut, Humboldt-Universität

Tamara und Andrej Lebedew, 30 Jahre alt. Das Lehrerehepaar mit zwei Kindern sucht Briefkontakt zu ebensolcher Familie. Interessen: Erziehungsfragen, Reisen, Literatur, Sport. UdSSR, 156 023 Kostroma, ul. Titowa 20–24.

Hanh und Long

Das Foto zeigt die Vietnamesin Hô Thi Hanh mit ihrem Sohn. Die junge Mutter arbeitete fünf Jahre in einem Textilbetrieb unserer Stadt. Ich bin in der hiesigen Poliklinik Frauenarzt und betreute Hanh während ihrer Schwangerschaft. Der Ehemann hat in Karl-Marx-Stadt studiert, schloß im Frühjahr 1988 als Diplomingenieur ab und kehrte kurz darauf nach Vietnam zurück. Nachdem Hanh entbunden hatte, kam es bei dem Kind zu einer Gedeihstörung, so daß ein längerer Aufenthalt in der Säuglingsklinik Karl-Marx-Stadt notwendig wurde. Während dieser Zeit schloß sich Hanh unserer Familie an. Das Bild entstand am Tage der Klinikentlassung des kleinen Long. Inzwischen ist Hanh mit ihrem Kind wieder in der Heimat. Ihr Mann arbeitet dort in einem Erdölbetrieb, der gemeinsam mit der Sowjetunion betrieben wird.

MR Heinz Mint, Oederan

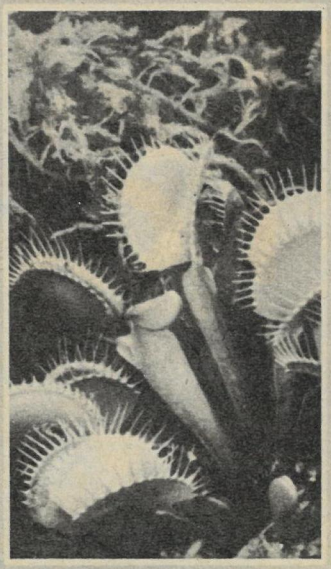


Bild auf Wunsch

Die Lösung „Venusfliegenfalle“ (Quiz 17) war diesmal nicht leicht zu finden, nur unter Zuhilfenahme von Lexika. Interessant wäre es, diese Sumpfpflanze in Ihrer Zeitung abgebildet zu finden.

R. Vogel, Tessin

Hier ist sie. Bei der Reizung der auf der Blattspreitenoberfläche stehenden Haare durch ein Insekt klappen die beiden Blatthälften zusammen, danach verschränken sich die randständigen Borsten wie die Finger gefalteter Hände ineinander.

Perestroika-Alltag

Sie veröffentlichten Auskünfte des 1. Sekretärs des Irkutsker Gebiets über den Fortgang der Umgestaltung in seinem Bereich („Allerlei Alltag“, FW 19/89). Das ist die eine Seite – welche Probleme bewegen dabei die Arbeiter?

Peter Müller, Berlin

Darüber sprach im September 1989 bei einem Treffen von Michail Gorbatschow mit Arbeitervertretern der Baggerführer Mjassnikow aus dem Aufbereitungskombinat „Korschunowski“ im Gebiet Irkutsk (gekürzt): „Mit großem Enthusiasmus begannen wir die Perestroika… Unlängst war der stellvertretende Handelsminister bei uns. Ich sagte ihm, daß die Kooperativen uns großen Nutzen bringen, aber ihren Mitgliedern schließen sich oft allerhand Gauner an… Ein Kilo Zucker verkauft so einer für 1,5 Rubel, und zwar säckeweise, Gemüse mit einem zwei- bis dreimal höheren Aufpreis… Aber er produziert doch nicht selber die Lebensmittel. Man darf nicht zulassen, daß sich einer die Tasche dick macht auf Kosten des Volkes… Ich war schokkiert, als ich hörte, daß die Bergarbeiter streiken… Wahrscheinlich haben sie die nicht gelösten sozialen Probleme so weit gebracht. Und mir scheint, daß man in den Zentralorganen einfach nicht gut genug über die Situation informiert war. Und zu den Beschlüssen über die wirtschaftliche Rechnungsführung und Selbstfinanzierung: Sie sind zweifellos nötig. Aber paßt mal auf: Billige Massenwaren werden schnell ‚rausgespült‘. Was bedeutet das? Ein Betriebsdirektor weiß sehr gut, Waschpulver, Zahnpasta und anderes werden überall dringend gebraucht. Für ihn jedoch bringen diese Artikel wenig Gewinn. Er stellt deshalb lieber teure Waren her… Das alles ist nicht leicht, es gibt viele Probleme, aber man muß weiter daran arbeiten.“

Mehr als erwartet

Herzlichen Dank für den Beitrag über den sowjetischen Komponisten Alfred Schnittke, den wir uns vor nicht allzulanger Zeit gewünscht hatten und den Sie in hoher Qualität besorgt haben, sogar bebildert. Also mehr, als wir erwartet haben.

W. Köhler, Coswig

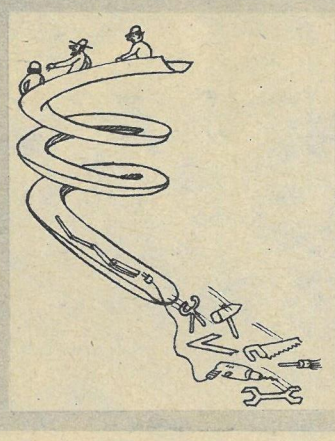
Gesichter

Ich freue mich immer, wenn ein „Gesicht“-Artikel von Ursula Weil erscheint mit den zudem sehr schönen Fotos. Es ist beachtlich, mit welcher Sensibilität so unterschiedliche Menschen vorgestellt werden. Ganz besonders gefiel mir der Beitrag über Jochen Kowalski.

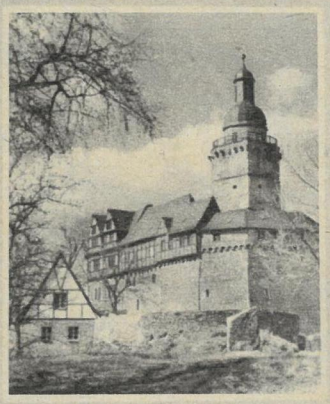
Jana Heinig, Berlin

Rutschvergnügen

Die Tausendfüßlerbahn zum Sommertraining mit Rennschlitten (FW 16/89) ist nicht die einzige Attraktion in Zwickau. Dieses Jahr kam eine neue hinzu. Im Strandbad Planitz wurde eine 91 Meter lange Rutsche mit mehreren Windungen und Kurven aus Plaste errichtet. Viele fleißige Leute haben sie gebaut – Mitarbeiter des Sportstättenbetriebes, ein Schmiedemeister und das Kollektiv Plasteverarbeitung aus dem Kfz-Werk „Ernst Grube“ in Werdau. Es soll die längste Rutschbahn in Bädern und an Gewässern in der DDR sein. Der Ansturm im Sommer war enorm, und nicht nur Kinder hatten ihr Vergnügen daran.



Heinz Ebert, Wilkau-Haßlau



Im Selketal

Vom Sommer haben Sie sich verabschiedet (FW 19/89), doch hoffentlich nicht vom Gedanken an Wanderungen und Ausflüge! Ein schönes Ziel ist die Burg Falkenstein bei Meisdorf im Selketal (Kreis Hettstedt). Sie beherbergt ein Museum, das unter anderem über Jagdgeschichte und Jagdzoologie Auskünfte gibt sowie Jagdwaffen vom Mittelalter bis zur Gegenwart vorstellt.

Erwin Guber, Aschersleben

Solidaritätsspenden

… erreichten uns noch von A. Schewinski, Rostock; Kobow, Potsdam, Birgit Bernard, Oederan; Eva Berger, Schkeuditz und Familie A. Weiß, Neukieritzsch.
Herzlichen Dank!

Das Ewig-Weibliche

In Heft 17/89 fiel mir zum Rücktitelfoto auf, daß die hübsche Sumpfschildkröte statt des genannten rotbraunen Augenrings der Männchen einen weißlichgelben (Weibchen!) aufweist. Sollte das Dia verwechselt worden sein?

Eddy Weißenfels, Thalheim

Ja, leider.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Foto: Erwin Guber; Repro aus URANIA Pflanzenreich; Vignette: Martin Kotsch

Preisfrage

Heft 21/89

Wo wirken seit Jahren „grüne Patrouillen“ und wofür engagieren sie sich?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 24/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 8. November 1989. Auflösung von Heft 17/89: Zwei Li sind ein Kilometer. Es gewann Siegfried Krumpietz, Sperenberg. Auflösung von Heft 18/89: 1 Billion Dollar. Gewinnerin ist Ursula Klotz, Marienberg. Herzliche Gratulation!

Reich zu unseren Füßen

So war es richtig in Heft 17/89 („Europ. Sumpfschildkröte“, Folge 8): Neben der Europäischen Sumpfschildkröte nur noch die Kaspische Wasserschildkröte (in drei Unterarten). Es gewannen: 100 M – Eva Grull, Warnitz; 75 M – A. Golz, Werder (Havel); je 50 M – Thomas Scherz, Berlin; Ursula Koch, Gera-Lusan; Ursula Brunner, Wittenberg. Herzlichen Glückwünsch und vielen Dank fürs Mitmachen an alle Beteiligten!

Postskriptum

Aufschlußreich der Beitrag über den Beginn des zweiten Weltkrieges (FW 17/89), wenngleich mir mehr Breite und Tiefgründigkeit gefallen hätte.

Bernd Simon, Neubrandenburg

Danke für die Rücktitelserie „Reich zu unseren Füßen“, deren Abschluß ich sehr bedaure (FW 17/89).

Anni Schnürch, Thalheim

Eine interessante Rücktitelserie löst die andere ab, und das nun schon seit vielen Jahren („Stadtwappen“, ab FW 18/89).

Familie Hamann, Dresden

Ihren Hinweis auf Tallyfrauen fand ich gut (FW 15/89), denn es gibt noch unzeitgemäße Berufsbezeichnungen, wenn man es mit der Gleichberechtigung ernst nimmt.

Birgit Pfeifer, Leipzig

Die Leserforum-Preisfrage regt an, genauer zu lesen, auch wenn ein Artikel zuerst nicht fesselt.

Marion Golm, Limbach-Oberfrohna

Ich würde Fragen begrüßen, über die man nachdenken muß und nicht bloß im Text versteckte Wörter suchen.

Iris Voigt, Golzow

3 Tage

Die Ausstattung des Stückes war in diesem Jahr blendend, der aufsteigende Mond hinter dem sonnengoldenen Panorama schon fast eine Übertreibung. Das einheimische Publikum applaudierte dem Wetterglück des Neulings. Tatjana Trögel (Text) und Wolfgang Gregor (Fotos) spazierten indessen vor und hinter den Kulissen, zu Fuß und der Nase nach durch das Repertoire der Weißen Nächte in

Leningrad

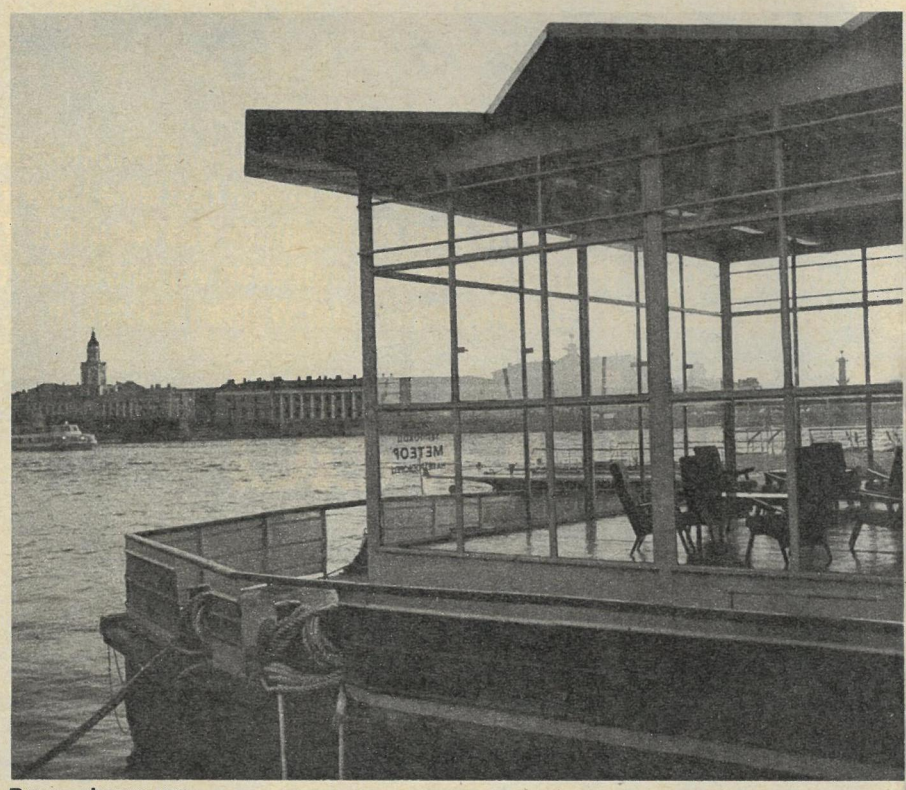
Sonnenfenster
zwei Uhr nachts

3 Tage Leningrad

Schon beim Kofferpacken, entschied ich mich endgültig für Daniil Granin als Reisebegleiter, als ich am Ende seiner Liebeserklärung an Leningrad folgende Zeilen fand:
„Und doch muß ich gestehen, es gibt Tage, da erscheint mir Leningrad unmenschlich. Unter den Füßen glucksender Wassermatsch, Schnee und Schmutz, und man weiß nicht mehr recht – ist eigentlich Frühling oder Herbst? Pfützen, Feuchte, Wind, vom tiefen grauen Himmel gießt es ununterbrochen. Der Regen fällt nicht, er steht in der Luft. Die Häuser sind naß, ihre Farbe abgeblättert, sie hält einfach nicht in dieser rußigen ätzenden Luft. Hier wird alles zerfressen, verkümmert alles. Der uralte Sumpfhauch dieser Orte dringt unter Stein und Asphalt hervor. Die Menschen haben die Köpfe in die hochgeschlagenen Kragen gezogen, sie sehen einander nicht an, sind böse und unschön... Dicker Nebel, Beklemmung und Trauer, wohin der Blick fällt...“ Fast zwanzig Jahre hatte ich dieses Leningradbild nach einem Eineinhalbtageaufenthalt verdrängt. Es wurde mir ohnehin nicht abgenommen. Ich wußte nur, daß ich es irgendwann noch einmal versuchen muß. Und ich folge Granins Empfehlung, daß jeder für sich Entdeckungen machen sollte, seine Symbole finden, seine Lieblingswinkel, seine Denkmäler. Sein Leningrad.
Die Stadt belohnt meinen zweiten Anlauf. Gerade durch den Kontrast weiß ich zu schätzen, daß sie meinem erneuten Werben in drei Tagen und vier langen weißen Nächten ganz sanft, ganz weich, ganz menschlich entgegenkam...

Kasaner Kathedrale

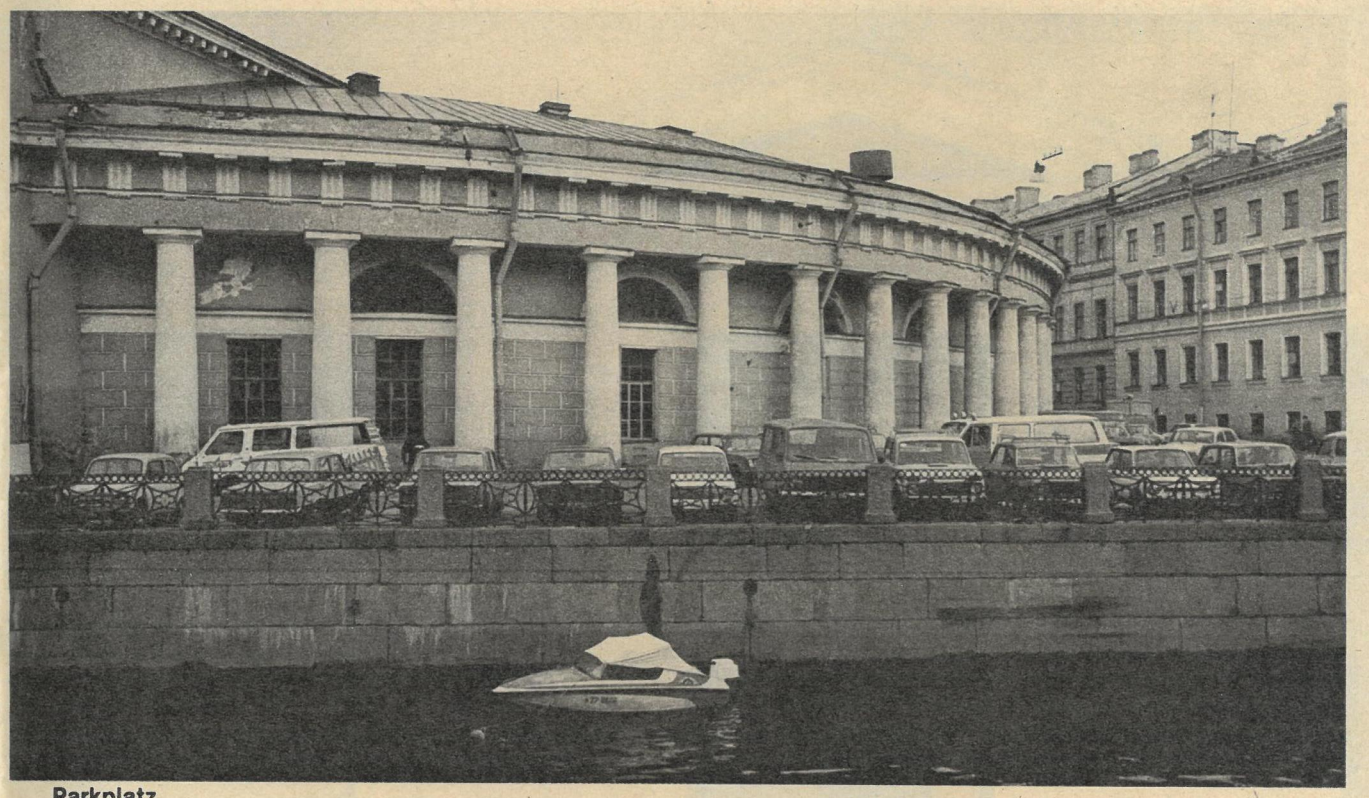
Zwischen Montag und Freitag wird nichts Spektakuläres geschehen. An den Plakaten erkennen wir, daß wir entweder zu früh oder zu spät gekommen sind. Die Ankündigung eines gewaltigen Rockspektakels wird schon überklebt, die Dresdner Tage sind vorbei, den 100. Geburtstag Anna Achmatowas verpassen wir am Rückreisetag.
Auch vor der Kasaner Kathedrale, wo sich schon recht dramatisch Leningrader Extreme entluden, ist ein ganz normaler Montagabend.
Ich stelle mich an den Rand einer nach außen hin aufgelockerten Menschentraube. Ist es nur der frische Wind dieses ersten Abends, oder sind es die Balladenfetzen, die zwischen zwei Böen bis zu mir durchdringen, daß ich mich frösteln tiefer in meine Jacke verkrieche...
Dieser Ort hat seine Geschichte. In der Kathedrale werden nach dem Sieg 1812 Fahnen der napoleonischen Armee und Schlüssel eroberter Festungen aufbewahrt. Die Heerführer Michail Kutusow (der hier begraben liegt und für mich wohl immer der freundlich-brummige Alte mit der Augenklappe aus dem sowjetischen Lustspielfilm bleiben wird) und Barcley de Tolly erhielten ihren ewigen Ruhm auf Sockeln aus rotem Granit.
Ich sehe kein Erinnerungsstück an die erste revolutionäre Demonstration am 5. Dezember 1876, an der in Rußland Arbeiter teilgenommen hatten. Der damalige Bergbaustudent Georgi Plechanow hielt eine flammende Rede... Oder doch – das friedliche Grün auf dem Kasaner Platz, an dem sich bis heute Pensionäre und erschöpfte Touristen zueinandergesellen, war die schlitzohrige Idee der Zarenregierung, weitere Kundgebungen und Demonstrationen zu verhindern. Das Gotteshaus konnte allerdings bis zur Oktoberrevolution nicht den verordneten Frieden finden, sah unruhige Studenten, erschossene Arbeiter, der Platz wurde zum revolutionären Forum Petrograds.
Jetzt ist in der Kasaner Kathedrale das Museum für Geschichte der Religion und des Atheismus untergebracht. Für ein nächstes Mal merke ich mir einen Besuch vor in Erwartung von Erkenntnis und Besinnung.
Dieser Ort also wurde bestimmt, dem heutigen Bedürfnis der Leningrader nach Sammlung zu entsprechen, inzwischen behördlich genehmigt wie der Moskauer Puschkinplatz und mit der inständigen Bitte an alle Bürger, Rücksicht zu üben mit dem kulturhistorischen Erbe ihrer Stadt.
Das Halbrund des Säulenganges bietet Podium und Überdachung für sehr unterschiedliche Auftritte gleichzeitig: von lautstarker Balladenrhetorik über Heiseres zur Gitarre, fröhlich-angesäuselter Akkordeonmusik bis zum stimmgeschulten Vortrag populärer Arien.
Eingerahmt wird das Ganze von zwei biblischen Motiven jeweils auf der Stirnseite zum Newski: Über dem linken Flügel das Relief „Mose schlägt Wasser aus einem Felsen in der Wüste“, über dem rechten „Die Errichtung der ehernen Schlange“. Auf dem Wege ins Gelobte Land, wo Milch und Honig fließen sollen, wie es dem Volke der Josephsöhne verheißen war, tauchte, so wird es überliefert, allerhand Unbill auf. Das Volk wurde ungeduldig, sein Glaube geriet ins Wanken, und sie fingen vor allem dann gegen Mose laut zu murren an, wenn akute Versorgungsengpässe auftraten. Lieber, so meinten einige, wollen wir in die alten Verhältnisse umkehren (da weiß man, was man hat), als diese Strapazen mit ungewissem Ausgang auf uns zu nehmen. Im ersten Falle mußte ein Wunder her, und im zweiten wurde das Volk hart bestraft, daß es sich besinne und wieder auf den Weg mache. Von beidem ist in dem vielstimmigen Gesumm der wechselnden Diskussionsrunden die Rede, denen ich mich bald zuwende. Noch bin ich nicht ganz fertig mit dem flott gereimten Nationalismus vom Säulenpodest, werde aber ruhiger, als



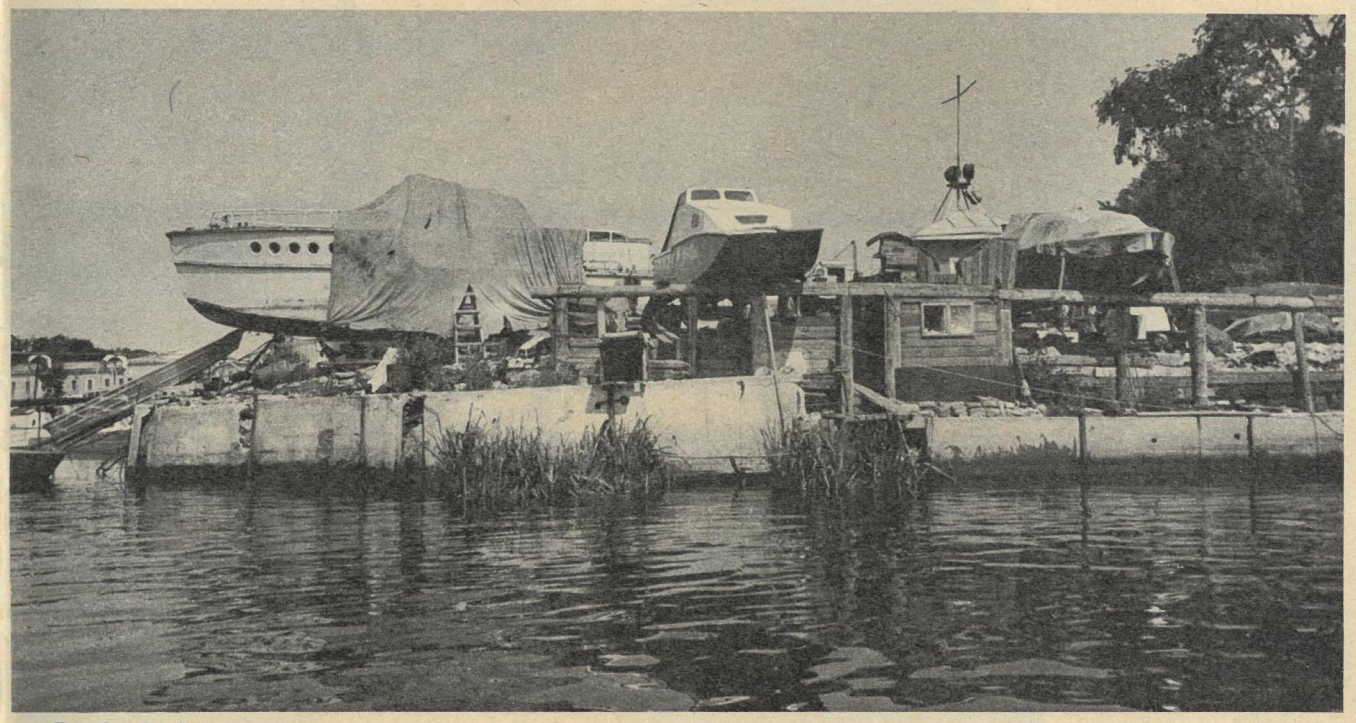
Passagierpause

Blickwinkel

Kugelmagie (unten)

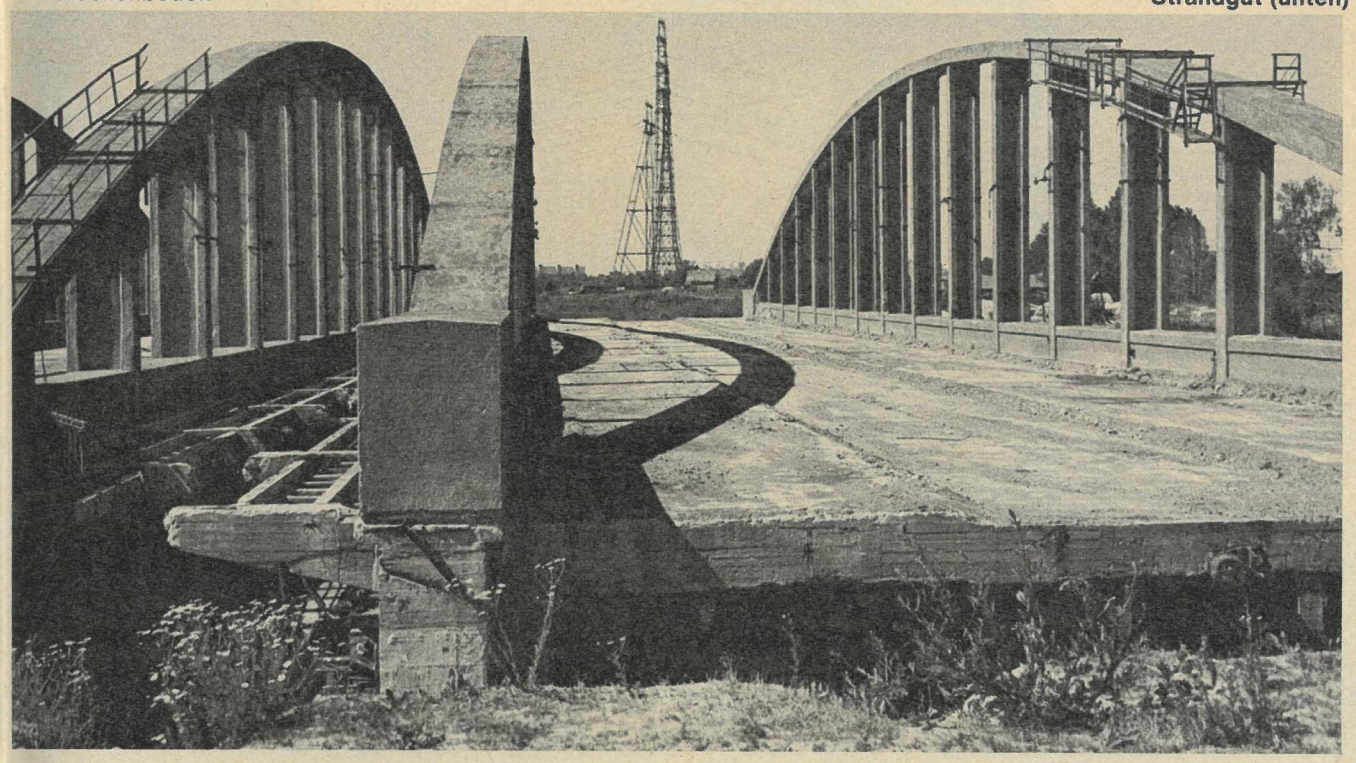


Parkplatz



Trockenboden

Strandgut (unten)



ich registriere, daß nur eine Handvoll Jugendlicher im Kern der Traube eher aus simpler Freude an Unbotmäßigkeit applaudiert. Die anderen sind dieser Sprüche offensichtlich überdrüssig und suchen lieber ein Gespräch, das ihnen interessanter und wichtiger ist.

In Moskau hat gerade der Kongreß der Volksdeputierten die Kandidaten für den Obersten Sowjet gewählt. Schon im Vorfeld gab es viel Aufregung um die Wahl der Leningrader Kandidaten. Jetzt berichten sie im Fernsehen über den Verlauf, diskutieren ihre Standpunkte zum Geschehen. Auf diesem Platz sind viele enttäuscht über das Wahlergebnis, glauben, daß zu wenig progressive Kräfte in das höchste Machtorgan gelangten, sorgen sich um ein Steckenbleiben der Perestroika. Die Versorgungslage ist angestrengt (später wird mir jemand eine Zuckermarke als Andenken an unsere Begegnung schenken), aber nicht die Symptome werden diskutiert, man sucht nach den Wurzeln des Übels. Harsche Schuldzuweisungen sind ausgesprochen, aber auch diese, so scheint mir, aus Sorge und Verantwortungsgefühl.

Später wird Michail Gorbatschow nach einem Blitzbesuch in Leningrad die vorgefundenen Verhältnisse vor den 1. Sekretären der Partei als Beispiel für absolute Stille in Parteiorganisationen auswerten, über die Bitterkeit und Besorgnis der Kommunisten in Leningrad berichten. Und in seinem Schlußwort wird der Generalsekretär über die Möglichkeiten der bevorstehenden Berichtswahlkampagne sagen: „Man muß erreichen, daß im Mittelpunkt der Diskussionen in der Partei jene Fragen stehen, die in den Werkhallen, auf Kundgebungen und zu Hause diskutiert werden."

An diesem Abend beeindruckt mich die Ernsthaftigkeit der Gespräche, die Toleranz, mit der weit auseinanderliegende Standpunkte sondiert, auch angenähert werden. Schwätzer haben kaum eine Chance, zu wichtig scheint die Suche nach guten Argumenten, nach kompetentem Austausch. Ich spüre das tiefe Nachdenken, das Ringen um ein Verstehen der schlimmen Ereignisse in einigen Republiken. Wie kommen Menschen dazu, unbarmherzig einander Gewalt anzutun? Ein Kriegsveteran spricht, ein Rückkehrer aus Afghanistan, eine Mutter zu einem etwas vorlauten Burschen, der ihr Sohn sein könnte... Mehr Fragen als fertige Antworten, aber ich nehme aus dem, was ich hören konnte, ein gutes Gefühl für Engagement und Reife mit auf den Weg, als ich gegen Mitternacht diesen Platz verlasse.

Strelka

Strelka, die Landzunge der Wassili-Insel, teilt den Strom in die große und die kleine Newa. Der sensibelste Teil ist wohl die Zungenspitze,

Mitternächtliche Sonnenanbetung

3 Tage Leningrad

deren äußerer Rand sich in sanftem Schwung zum Wasser neigt. Am Ende der granitenen Einfassung der Pflasterstraße, die vom Puschkinplatz aus von beiden Seiten hinunterführt, sind große Steinkugeln befestigt. Vielleicht liegt das Geheimnis ihrer Anziehungskraft in der Verkörperung idealer Vollkommenheit und Harmonie, die sich hier angesichts des einmalig schönen Panoramas auf den Betrachter übertragen. Man kann hinuntergehen, das nachtschwarze Wasser der Newa anfassen, sich mitten in den Strom stellen, und das überwältigende Bild wird ganz leicht durch die Weite des Wassers und des Himmels.

Mitternacht ist überschritten, auf der Schattenseite der Strelka-Spitze eines der Paare dieser Nacht in sich versunken an den Granit gelehnt, der noch die Wärme des Tages speichert. Auf der hellen Seite, der Peter-Pauls-Festung zugewandt, hinter der noch das Licht der versunkenen Nachtsonne heraufscheint, hören wir Musik. Als wir den Zugang erreichen, bleiben wir unwillkürlich stehen. Die Kugel ist ruhender Pol im Zentrum des Panoramas und gleichzeitig magischer Punkt für eine Gruppe von Leuten, die völlig aus sich herausgehen, tanzen, als müßte es für ein ganzes Jahr reichen.

Etwas abseits steht eine junge Frau mit einem Kind auf dem Arm. In ein Sakko gehüllt, ist es vor dem frischen Wind geschützt, den die Tänzer kaum wahrnehmen. Sie bemerkt uns zuerst, winkt uns heran. Bald löst sich der eine, bald der andere aus der Runde und tritt zu uns. Dann ist der Kreis durchbrochen. Langsam entfernt sich die Musik. Die sie mitgebracht hatten, stellten nicht so viele Fragen als sie kamen, sondern wollten einfach tanzen. Mir tut es leid, daß die fröhliche Unbeschwertheit durch uns einen Sprung erhält.

Bei uns bleiben zwei Freunde mit ihren Frauen. An diesem Ort, i h r e m Ort, wie sie sagen, treffen sie sich immer, wenn etwas Besonderes zu begehen ist. Die beiden Männer saßen in Naltschik auf einer Schulbank. Unzertrennliche, deren Wege auseinandergehen, als der Blonde in Frankfurt/Oder Dienst tat, der Schwarze in Afghanistan. Er wiederholt: in Afghanistan, zwei Jahre; denkt, ich hätte nicht begriffen. Ich sehe aber den besorgten Blick seiner Frau. Und reihe mich ein in den Kreis derer, die keine Fragen stellen, sie mit ihrer Bürde alleine lassen, als wären sie die Unberührbaren.

Sie erklären mir, daß ihnen dieser Platz besonders heilig ist, angesichts der Festung Peters, ihres Vaters, des Vaters aller Russen. Wieviel sympathischer ist mir dieser ursprüngliche Stolz, dem sicher der Sekt noch etwas Pathos hinzugesellt, als die militanten Balladen vom Kasaner Platz.

Hier feierten sie, als sie die Uniform auszogen, hier wurde das Kind getauft, und heute, in dieser langen Nacht, nehmen sie Abschied. Der blonde Vater wird über Monate in südlichen Meeren Fische fangen. Wenn er zurückkehrt, kann das Kind laufen, und die Mutter wird es auffordern „Papa" zu dem großen Mann zu sagen.

Ich frage, wie sie sich fühlen in dieser Zeit. Beide Männer breiten die Arme weit aus, als wollten sie alles um sich herum aufnehmen. Frei und glücklich fühlen sie sich gerade hier. Das Leben sei nicht leicht, aber sie können an ihrem Lieblingsplatz angesichts Peters unbeschwert feiern, tanzen, sich mit uns unterhalten, ohne daß sich jemand daran stört. Ja, das ist ihnen wichtig.

Die junge Mutter bemerkt inzwischen, daß ihr vom Tanzen die Füße schmerzen und die dünne Bluse dem Wind nicht mehr standhält. Kommt doch mit, wenn ihr sehen wollt wie wir leben. Nach einem Rippenstoß der Freundin: Ach was, wir haben nichts zu verbergen. Sollen sie sehen, wie es in einer Obschtscheshitije zugeht.

Wir zögern, gehen doch nicht mit ins Wohnheim. Diese Nacht hatte durch uns ihren Zauber verloren. Vielleicht findet sie so doch noch ein stilles gutes Ende.

Am nächsten Morgen wird der Dunkle wieder seine Milizuniform anziehen, und der große Blonde fliegt nach Afrika. Und wir gehen über Brücken und Kais, durch Gitarrengeklimper und versunkene Träumer für eine kleine Weile in unser Hotel.

Kirow-Brücke

Wenn wir auf unseren ausgedehnten Fußmärschen innehalten, beginnt eine sonderbare Art der Kommunikation. Wir können sie kaum herbeiführen. Sie kommt zu uns. Langsam entwickeln wir ein Gefühl für Orte, die zu uns sprechen können.

Am Schloßplatz laufen wir mehrere Male ungerührt vorbei. Wir betreten ihn erst, als wir uns fast alleine in diesem grandiosen Raum befinden.

Ein Ort besonderer Stille ist das Kronwerk hinter der Peter-Pauls-Festung. Einmal kommt uns ein Mann entgegen, sein verklärtes Gesicht angestrahlt von einer Kerze, die er in einer Glaskugel trägt. Ein anderes Mal sehen wir, daß sich vor dem Artilleriemuseum ein Geschützrohr gegen den Himmel hebt. Die Szene hat nichts Bedrohliches, dahinter sitzt ein älteres Ehepaar, als wolle es den Frieden der Nacht bewachen. Sie lächeln wie ertappte Kinder als wir vorbeigehen. Doch am häufigsten zieht es uns zur Kirow-Brücke, Vertraute vom ersten Tage an. Als Troizki-Brücke wurde sie 1903 zum 200. Stadtjubiläum eingeweiht. 1934 erhielt sie auf Bitten der Leningrader Arbeiter den Namen Sergej Mironowitsch Kirows.

Hier, so beschließen wir, müssen wir ins Innere vordringen. Aber wo ist der Brückenherr? Als wir uns etwas ratlos umschauen, öffnet sich unvermutet im Sockel des frisch getünchten Palais gegenüber eine kleine Eisentür. Aus der Tiefe taucht mit eingezogenem Kopf ein schnauzbärtiger Milizionär auf. Pfeifend tritt er mit einem Teekessel in der Hand unter seinen verglasten Turm, in dem er wohl bei Tagschicht als Chef der Kreuzung über den Verkehr wacht, und spült gründlich seine Tasse am Rinnstein aus. Ernst folgt er meiner umständlich vorgetragenen Bitte, hat aber keinerlei Einwände und stellt uns die Mechaniker der Kirow-Brücke vor, bevor sie gegen 1.00 Uhr ihren Dienst antreten.

Es gelingt mir, Wassili Igor und Dimitri Poluektow gleich zu verblüffen, als ich sie frage, wie es nun um ihre Umkleideräume stünde. Zufällig hatte sich ihre Geschichte via Moskau bis nach Berlin herumgesprochen, denn die populäre Leningrader Fernsehsendung „600 Sekunden" wird auch ins Zentrum ausgestrahlt. Kurz, prägnant und operativ greift sie alle „heißen Themen" in der Stadt auf – ein echter Straßenfeger.

Die beiden wehrten sich gegen ihren Rausschmiß aus dem grünen Gebäude, das nach seiner Rekonstruktion das Kulturinstitut beherbergen wird. Hier konnten sie sich menschenwürdig aufhalten, waschen, Tee kochen (auch über Arbeitsbedingungen in Leningrad wird der Generalsekretär sprechen). Jetzt bleibt ihnen nur die Brücke, in die sie uns nach dieser Begrüßung gleich mitnehmen. Mit unerschütterlicher Geduld erklären sie mir Motoren, Pumpen, Gegengewichte, durch die ein Flügel von 107 Meter Länge und 2400 Tonnen Gewicht hydraulisch emporgehoben wird. Prinzipiell ist für alle Eventualitäten, auch für den totalen Stromausfall vorgesorgt. Etliche Jahre steigen sie im Wechsel Nacht für Nacht in die Brücke hinab oder übernehmen notwendige Wartungsarbeiten. Sie zucken die Schultern, als ich nach Eintönigkeit frage und reden über Verantwortung. Vor kurzem, so erzählen sie mir, lasen sie in einem Artikel, daß Leningrad die einzige Stadt der Welt sei, durch die Tanker fahren und die zentralen Regionen beliefern. Da darf es einfach keine Pannen geben.

Für eine Zigarettenpause bleiben wir noch auf der Brücke. Sie erzählen, daß während der Blockade auf dem Marsfeld Kartoffeln und Gemüse wuchsen, daß das Suworow-Denkmal als einziges während der Angriffe unverhüllt geblieben war und von hier aus die ewige Flamme ins Land getragen wurde. Zum Abschied erfahre ich, daß ein Stück die Newa entlang eine riesige Brücke gestrandet sei. Doch das Strandgut nehmen wir uns für den nächsten Tag vor.

Am Stadtrand

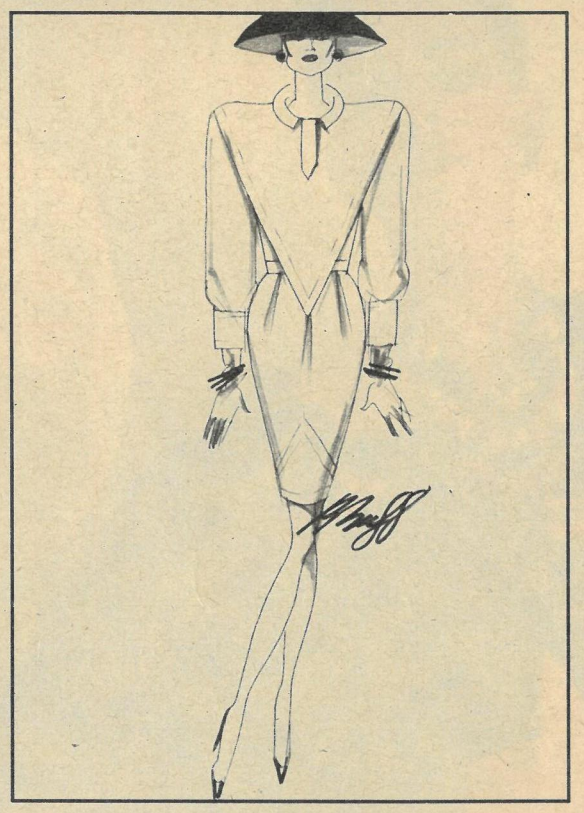
Eigentlich sollte sie weggeworfen werden, erfahren wir von einem erfahrenen Brückenbauer. Die Leningrader protestierten, wie so oft, wenn es um das vertraute Bild ihrer Stadt geht. Diese Eisenbetonkonstruktion war eine beachtliche Leistung der 30er Jahre. Unser Begleiter gesteht nach einigem Zögern ein, daß die neuen Brücken zwar nicht schlecht seien, aber doch eher nach ökonomischen als nach architektonischen Gesichtspunkten gebaut werden. In bedeutenden Städten sollte man sich vielleicht mehr um Harmonie mit Landschaft und Architektur bemühen. Die alte Wolodarsker Brücke wurde also mit ihren 5000 Tonnen auf Pontons und gegen die Strömung zu dem einzigen freien Platz gebracht, dem nächsten, den man an der Newa finden konnte, und per Schienen über eine Graphitmasse auf die Ufer-Böschung gehievt. Da liegen nun die beiden Bögen mit einer Spannweite von je 101 Metern zwischen verlassenen Holzhäuschen mit Ziehbrunnen im würzig duftenden Kraut. Auch gegen die Nutzung für Betriebe oder Lagerräume erhob sich Protest. Jetzt haben sich Kooperativen mit gastronomischen Plänen um den Kauf beworben. Schön und gut, hören wir. Das bedeutet aber Straße, Wasser, Strom – eine ganze Infrastruktur hierherzuverlegen. Und wie verkauft man ein Denkmal, das man eigentlich wegwerfen wollte? Wir werden es nicht mehr erfahren, aber ich sammle noch einiges für mein Leningrad.

Da ist ZPKO, der Zentrale Park für Kultur und Erholung. Hier tritt die Karawane des Friedens in einem Benefizkonzert für die tschechischen Teilnehmer auf, deren gesamte Ausrüstung abgebrannt war. Ich erfahre nach einem langen Gespräch eine Blockadegeschichte, die ich sicher nie vergessen werde und bekomme die Zuckermarke des vergangenen Monats geschenkt; da ist der kleine stille Kanal, in dem auf abenteuerliche Weise verschachtelte Boote einen Yachtklub darstellen; da ist unser Motorbootschwarztaxifahrer, der seinen Beruf aufgeben will, weil er auch so prima Geld verdienen kann, und der sich von uns aufs Meer lenken läßt, wo er noch nie gefahren war, damit wir die steil aufgerichtete Neubau-Seefassade der Wassili-Insel besichtigen können, die wir milder betrachten, da wir um Wohnraummangel wissen… Und doch werden wir nicht der Versuchung widerstehen, zum Aussichtsrundgang unter der Kuppel der Isaakkathedrale hinaufzusteigen, obwohl uns Daniil Granin gewarnt hatte. Die Draufsicht läßt dann auch uns seltsam unberührt. Der letzte Satz seines Buchs lautet: „Leningrad sollte man nicht von oben betrachten und auch nicht von der Seite, sondern von innen."

Post aus Moskau. Fotos und ein knapper Brief in der unverkennbaren Handschrift, die so schwer zu entziffern ist. Slawa Saizew macht uns mit seinen neuesten Schöpfungen bekannt. Elegante Linien, leuchtende Farben, Modelle, die er international noch nicht vorgestellt hat – seine Kollektion für die Herbst-, Winter-, Festsaison 1990/91:

Zukunfts-musik mit satten Tönen

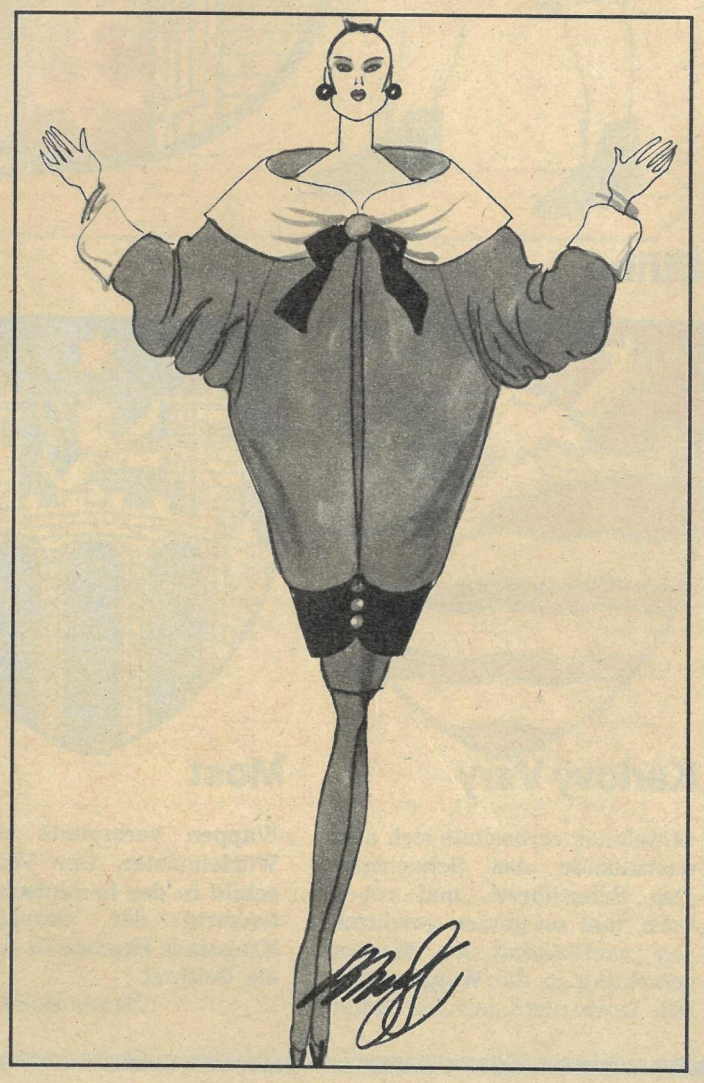
Zukunftsmusik mit satten Tönen



Über Farben hat er dieses Mal nicht geschrieben, die sprechen für sich, mit warmer, tiefer Stimme. Rot, Schwarz, Weiß – Saizews Klassiker – sind selbstverständlich dabei, nun aber auch warmes Gelb und Braun, aus Tiefen leuchtendes Blau, Grün, Blaugrün, Violett und Lila, satte Töne durch und durch. Die weiten Mäntel muß man schon Gewänder nennen, man kann ihren malerischen Fall genießen, den Schnitt aber nicht mit zwei, drei Blicken erfassen: sanfte Falten, weite Ärmel, große Kragen und Kapuzen – Hüllen zum Einhüllen. Ganz anders die Kleider und Kostüme, sie kommen mit wenigen kleinen Details aus, sind in den Schultern mäßig breit, sonst schmal, und zeigen die Taille an ihrer natürlichen Stelle. Festkleider betonen die Hüfte. Die Röcke enden irgendwo zwischen recht kurz und ganz lang. Das, so Slawa Saizew, entscheide jede Frau für sich. Er liebt Hüte, sehr hohe und ganz flache, knappe und weit ausladende, klassische und verrückte, kann aber gut verstehen, daß nicht jeder diese Neigung teilt.

Saizews Name gebietet Achtung überall in der Welt, wo Mode gemacht wird. In der Sowjetunion ist er eine Ausnahmeerscheinung. Seine Kollektionen gehen über Laufstege in Paris, Rom und San Francisco – und regelmäßig jede Woche in seinem Moskauer Stammhaus am Prospekt Mira. Bekleidungskultur zu Hause liegt ihm am meisten am Herzen, doch dem Mangel geschuldete Gewohnheiten leben lange, und zu großen Sprüngen über ökonomische Hürden braucht es mehr als künstlerische Kreativität. Eine gesellschaftliche Aufgabe, wenn auch gewiß nicht die von allen am nächsten liegende. Vorläufig wird Saizews Zukunftsmusik auf sowjetischen Straßen noch nicht den Ton angeben können.

Slawa Saizew (Modelle)
Constanze Treuber (Text)



Im nächsten Heft:

Zum Beispiel Witebsk

FREIE WELT fuhr nach Beloruß-land, um zu sehen, wie die Bewohner des Gebietes mit Obst, Gemüse und Fleischwaren versorgt werden.

Foto: V. Billeb

Eine sowjetische Republik an der Wolga?

Sowjetdeutsche Bürger in Kasachstan äußern sich zu dem Problem einer territorialen Eigenstaatlichkeit.

Die weltberühmten Elefanten...

der Kornilow-Artistendynastie vom Sowjetischen Staatszirkus gastieren erstmalig bei Busch. Reporter der FREIEN WELT begleiteten sie auf einem Stückchen ihrer Tournee durch die DDR.

Foto: V. Hohlfeld

Afghanistan in diesen Tagen...

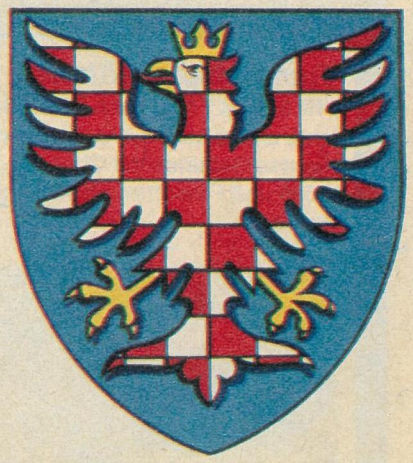
ist wieder unruhiger geworden: Die bewaffnete Opposition setzt ihren schmutzigen Krieg mit verstärkter Intensität fort. FREIE WELT berichtet aus Kabul.

Politik im Dreivierteltakt

Eindrücke und Begegnungen rund um die Wiener Hofburg.

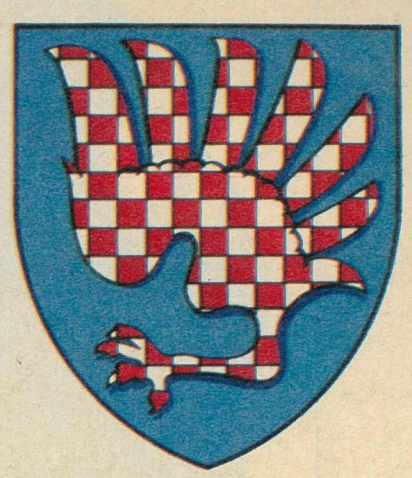
Redaktionsschluß für dieses Heft: **16. Oktober 1989**

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

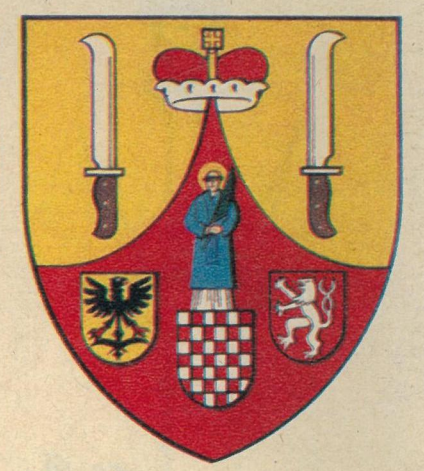


Olomouc

Znojma



Náměšť na Hané



Hranice

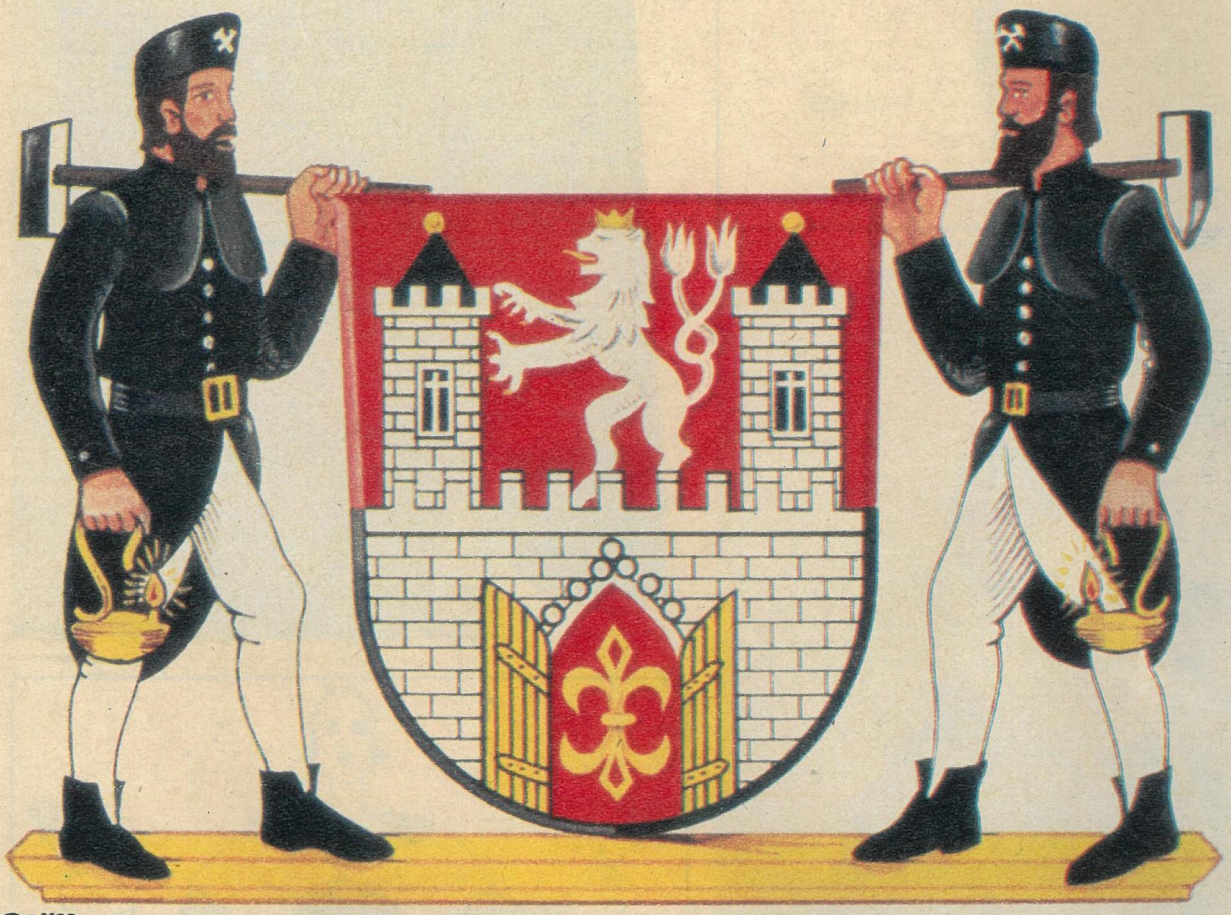
FREIE WELT Nr. 3

Stadtwappen aus sozialistischen Ländern:

ČSSR

Geschachtes und Geschwänztes

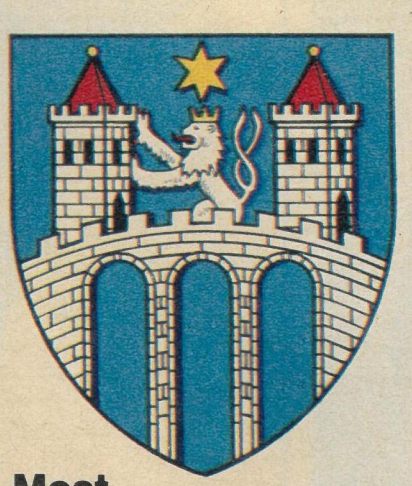
Zwiegeschwänzte Löwen und *geschachte* Adler beherrschen die historische Heraldikszene in der ČSSR. Der Leu, ursprünglich „einschwänzig", erschien erstmals im 12. Jahrhundert auf alten Kupfermünzen, den böhmischen Denaren. Seit 1247 präsentierte er sich zwiegeschwänzt auf königlichen Siegeln, unter Přemysl Otakar II. dann auch auf dem Wappen. So unterschieden sich die böhmischen von den anderen europäischen Herrschaftshäusern. Als Zeichen einer Königsstiftung blieb der Löwe mit dem doppelt gewundenen Schweif zunächst den „königlichen" Städten vorbehalten. Wie Wappenbriefe aus den Jahren 1411 bzw. 1416 belegen, durften als erste die Städte Most in Nord- und Slavkov in Westböhmen den „Zwiegeschwänzten" als Wappentier führen. Ein Wappen wie das von Most bezeichnen die Heraldiker als *redendes*, weil die Symbole darin Wesentliches über den Gegenstand bzw. den Wappenträger aussagen. Die Brücke, die das Moster Symbol schmückt, spielt auf den Stadtnamen an. Most heißt auch im Tschechischen Brücke. Was der zwiegeschwänzte Löwe für Böhmen, ist der geschachte Adler (orlice) für Mähren. Er war das Zeichen der einstigen Grafschaft. Im frühen



Stříbo

Karlovy Vary

Mittelalter verbreitete sich auch dortzulande das Schachspiel. Das Schachbrett, mal rot-silbern, mal rot-golden gewürfelt, zog nachfolgend als Modeerscheinung in die Wappenbilder ein. Doch nicht nur auf Adler-



Most

Wappen verbreitete sich das Würfelmuster. Der *Vollschachschild* in der heraldischen Visitenkarte der ostmährischen Kreisstadt Hranice ist dafür nur ein Beispiel.

Heinz Machatscheck

PREISFRAGE:

Welche dieser drei Städte in unserer Republik führt den zwiegeschwänzten böhmischen Löwen im Wappen?

a) Heldburg
b) Meißen
c) Zittau

Antworten bitte auf Postkarte bis 8. November (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

So war es richtig in Heft 18: Die ersten Stadtwappen in Europa entstanden im 13./14. Jahrhundert. Es gewannen: 100 M – Anke Pabst, Neubrandenburg; 75 M – Klaus v. Ehren, Lobenstein; je 50 M – Fam. Schüler, Wismar; Hellga Schulz, Pulsen; Karl Kroschwitz, Gera-Lusan.